

Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek
Schuld und Schreiben, Trauer und Tröstung,
Pan und »Plan«
Der Nachlaß Christine Bustas und
seine Perspektiven für die Forschung

1. Vorbemerkung

Alle, die je mit einem Nachlaß gearbeitet haben, wissen, daß »Werk« nicht »Töpfchen« ist und »Nachlaß« nicht »Kröpfchen«. In ihrem Kopf wird bei der Charakterisierung eines Nachlasses als »schön« ein Bild von Vielfalt und Umfang entstehen. Vor dem geistigen Auge erscheinen Werkmanuskripte und -typoskripte, manchmal durcheinander geworfen, manchmal schon geordnet zur Druckvorlage, Manuskripte für Beiträge im Radio, in Zeitschriften, für Preisreden (als Dank für Würdigung oder als Würdigung anderer), Entwürfe und Notizen, Briefe, Lebensdokumente, Tagebücher, Fotos, Rezensionen von der, dem oder über die Autorin, den Autor, eventuell Gegenstände aus der bildnerischen Werkstatt, Sammlungen von Manuskripten anderer, überhaupt Bestände von anderen Personen.

So sieht der Nachlaß Christine Bustas aus, der im Februar 2007 vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck (FIBA) übernommen wurde (als Schenkung von Franziska Rohringer und Josef **W. Hnátek**) und neben dem Teilnachlaß, der sich seit 2003 im Österreichischen Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien (ÖLA) befindet, den zweiten Bestand der Autorin in öffentlicher Hand bildet.¹

Ein Nachlaß spiegelt das Verhältnis von AutorInnen zur Überlieferung (soferne nicht private ErbInnen in das Material aussortierend eingreifen); manche »frisieren« ihn, andere lassen ihm sein »Eigenleben«. Selbst nach langjähriger Tätigkeit im Literaturarchiv und also mit gewisser Nüchternheit betrachtet, berührt der Nachlaß von Christine Busta. Er zeigt ein skrupulöses Aufbewahrungs- und Dokumentations-

verhalten, auch gegenüber den persönlichen Beständen anderer, die in Bustas Besitz kamen und nun als Kryptonachlässe vorliegen (Max Dimt, Hilde Grether, Magdalena Busta inkl. der Familie).² Die äußeren Umstände hätten Busta genug Zeit und Möglichkeit gegeben, alles einer wohlfeilen Repräsentation Widersprechende verschwinden zu lassen. Doch das hat sie nicht getan. Fehlendes Material deutet hier also nicht unbedingt Retuschen an. Es scheint, als dürfe ihr Nachlaß als »confessio« bezeichnet werden, als wolle er eine neue Lektüre geradezu anregen. In diesem Sinne ließe sich der Gedichtentwurf lesen, der diese Ausführungen einleiten und begleiten soll:

Erst wenn ich tot bin
laß ich Euch Zeit
mich zu lesen
Alles Neue ist nur Variation des Alten
Erfüllung
aus dem wir uns entfalten u. leben.³

Im folgenden Aufsatz nun sollen Betrachtungen zum Nachlaß Platz finden, wie sie sich nach einem »horizontalen« Überblick während der aufwendigen Ordnungsphase sowie, vertikal gedacht, nach »Bodenproben«⁴ ergaben. Auch wenn es sich hierbei noch nicht um vollständige Untersuchungen handeln kann – dies wird Aufgabe des seit März 2008 laufenden Forschungsprojektes sein⁵ –, zeigt sich bereits, daß die ästhetische Ausdrucksform bei Christine Busta von einer bisher nicht ausreichend berücksichtigten biographischen Perspektive her neu zu interpretieren ist.

2. »Horizontale« Betrachtungen

Das Verhältnis von unveröffentlichten zu veröffentlichten Gedichten kann noch nicht eingeschätzt werden, allein die Grundlagen für eine rein statistische Antwort auf die Frage danach verlangen Vorbereitungszeit für Verzeichnung und Abgleichung. Auch sollte diese Antwort für die beiden Busta-Bestände im ÖLA und im FIBA (und möglichst den unbekanntem dritten Teil) zusammen gegeben werden. Diese müssen in einem weiteren Arbeitsschritt zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Es soll und kann hier nicht um eine prospektive Einschätzung der Qualität von Bustas unveröffentlichter Lyrik (oder auch Prosa) gehen, denn auch dies erfordert zunächst intensive und ausführliche Auseinandersetzung mit dem Nachlaß. Eine erste Durchsicht ergab, daß etwa die

Experimente Bustas mit literarischen Formen zu heterogenen Ergebnissen führten.

Ausgangspunkt bleibt vorläufig die Einschätzung, die Gerhard Fritsch in seinem Tagebuch notierte, nachdem Busta 1956 den »Lyrikpreis der Neuen deutschen Hefte« des Bertelsmann-Verlages erhalten hatte: »Christine ist stets eine sichere Nummer bei Wettbewerben: eingängig, für alle Meinungen »lyrisch«. Und dabei wirklich gut«. ⁶ Darin liegt Wertschätzung ebenso wie der Ansatz zu einer Kritik.

Noch ist bei den beiden Archivkassetten voller Notizen (eine davon fast nur aus den letzten Lebensjahren) nicht klar, welcher Gattungsbegriff greift und welcher »Statistik« sie zuzuordnen wären. Manche Notizen könnten als Aphorismen bezeichnet werden, andere als Stufen lyrischer Verknappung, andere könnten als schnelle Aufzeichnungen für spätere Ausarbeitungen gedacht gewesen sein. Vielleicht offenbaren die Zettel in ihrer Gesamtheit einen inneren Druck, literarische Formulierungen oder persönliche Gedanken nicht ins Nichts fallen zu lassen. Dafür würden die Unterlagen sprechen – vom Stück einer Serviette bis zum Schokoladepapier wurde alles beschriftet, häufig wurden Briefumschläge weiterverwendet. Christine Busta datierte Geschriebenes konsequent und sogar (meistens) die Notizen. Gleichwohl bilden sie derzeit einen »Haufen«, ein noch unabsehbares Reservoir an Werk- und Personenbezüglichkeit.

Die Korrespondenz im Nachlaß weist über 500 Personen aus, darunter befinden sich Schriftstücke von so bedeutenden BriefpartnerInnen wie Elisabeth Borchers und Peter Hamm, Felix Braun und Käthe Braun-Prager, Franz Theodor Csokor, Hilde Domin, Milo Dor, Herbert Eisenreich, Rudolf Felmayer, Ludwig Ficker, Gerhard Fritsch, Gertrud Fussenegger, Michael Guttenbrunner, Carry Hauser, Marlen Haushofer, Kurt Klinger, Hannelore Kofler-Valencak, Christine Lavant, Paula Ludwig, Viktor Matejka, Erika Mitterer, Paula Molden-Preradović, Josef Nadler, Heinz Piontek, György Sebestyén, Hilde Spiel, Wilhelm Szabo, Oskar Jan Tauschinski, Johannes Urzidil, Ernst Waldinger und viele andere mehr.

Außerdem finden sich zahlreiche bildnerische Werke Bustas (auch Skulpturen), die einer Einschätzung harren, vor allem die Funktion im künstlerischen Selbstverständnis betreffend. Der Begleittext »Unterswegs zu neueren Bildern von Christine Busta«, der ein Selbstportrait Bustas thematisiert und zum 20. Todestag Anfang Dezember 2007 erschienen ist, ⁷ bildet den Ausgangspunkt zu einem Überblick über diese andere Kreativität. Die Arbeit am Faksimile führte weiter zu einer

anderen malenden Dichterin, mit der Busta auf spezifische Weise verbunden war: zu Paula Ludwig (vgl. Kap. 3.5.).

Eine Aufgabe der Forschung wird sein, Bustas Tätigkeiten im Literaturbetrieb aufzuzeigen, auch um ihre Verdienste würdigen zu können. Sofern sich ihre Juryurteile erhalten haben, geben diese wichtige Hinweise auf ihr Verständnis von Literatur. Ein Konvolut im Nachlaß mit Bustas ausführlichen Notizen als Gutachterin beim Förderungspreis 1956 ist im Hinblick darauf von großem Wert. Bustas wiederkehrendes Klagen über ihre Abseitsstellung im Literaturbetrieb⁸ scheint im Widerspruch zu stehen zu ihren diversen Funktionen. Die Ursache dieser Diskrepanz ist noch zu suchen, etwa im weiblichen Bescheidenheitstopos und in der Erfahrung eines grundsätzlichen Ich-Verlustes, der das Erleben der Randstellung begründet (vgl. Kap. 3.4.).

Auffällig viele von Bustas Manuskripten bzw. Typoskripten tragen die Namen von WidmungsempfängerInnen, die zumeist in den Druck übernommen wurden. Damit ist die weitere persönliche Verwendung des Gedichtes ausgeschlossen; die gedruckte Zueignung eines Gedichtes, eines Gedichtzyklus, eines ganzen Buches ist so letztlich spezifischer als die handschriftliche Widmung in einem Buch, das Mengenware geworden ist und beliebig viele Male und vor sehr verschiedenen Hintergründen gewidmet werden kann.⁹ Zu untersuchen ist, in welchem Verhältnis Zueignung und Werk stehen, was zur Phänomenologie dieser Art von Widmung wesentlich beitragen dürfte.¹⁰ In diesem Zusammenhang sind die WidmungsträgerInnen zu identifizieren, damit die Widmungspraxis analysiert werden kann. Bedeuteten die Widmungen Ansprüche an die Personen oder Würdigungen derselben? Drückt sich in ihnen schon »das Dialogische« aus, das als ein Merkmal der Bustaschen Gedichte genannt wird?¹¹ Sollten sie Sympathien sichern, ideelle oder praktische Unterstützung, denn nicht selten waren die Widmungsträger einflußreich (Rudolf Felmayer, Ludwig Ficker, Hermann Hakel, Rudolf Müller etc.)? Einen ersten Hinweis auf das Motiv gibt ein Brief von Busta an Ludwig Ficker vom 19. Dezember 1951:



Portrait Paula Ludwig, Fotografie eines Ölgemäldes von Christine Busta, 1967, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 11

P.S. Leider wollte der Verlag [Herder-Verlag, betr. »Der Regenbaum«, 1951] die Dedikationen aus Gründen typogr. Aesthetik (mit Ausnahme meiner Mutter) nicht unter die Titel setzen u. hat sie nur auf einer gesonderten Liste in mei-
ne Freixemplare eingebunden, im Buchhandel aber weggelassen, was mich kränkt, weil es als Undankbarkeit mißverstanden werden könnte.¹²

Ficker nutzt die Gelegenheit zu einer prinzipiellen literaturtheoretischen Entgegnung: »[...] was da insgesamt und gleichsam im Geiste einer rührenden Erkenntlichkeit von Ihnen umfassen ist, zerfällt bei Nennung der Namen, der vielen Einzelnamen, die niemanden etwas angehen«.¹³ Busta läßt den Hinweis unbeachtet: Auch die weiteren Gedichtbände (den »Regenbaum« hatte sie Rudolf Felmayer gewidmet) sind, zusätzlich zu den Widmungen einzelner Gedichte, durch vorangestellte Widmungsgedichte als ganze zugeeignet: »Lampe und Delphin« (1955) Franz Peter Künzel; »Die Scheune der Vögel« (1958) Hilde Grether; »Salzgärten« (1975) der verstorbenen Mutter; »Inmitten aller Vergänglichkeit« (1985) wiederum Franz Peter Künzel.

3. Bodenproben

Der von Christine Busta selbst so umfassend hinterlassene Nachlaß gibt nicht nur neues und detaillierteres Wissen um ihre Biographie und (damit auch) neue Blicke auf ihr Werk, auf Bustas Form der literarischen Verarbeitung, sondern er gibt darüber hinaus dem Blick auf die kulturelle Geschichte Österreichs weitere Tiefenschärfe.

Die Autorin war tiefer in den Nationalsozialismus verstrickt als bisher bekannt. Ihre Lyrik im Nachlaß umspannt einen längeren Zeitraum, als bisher durch Veröffentlichungen repräsentiert ist, auch sind Veröffentlichungsabsichten vor 1945 rekonstruierbar.

Die These, die sich daraus ergibt, ist: Wer biographische Dokumente, Briefe und Werkzeugen, wie sie der Nachlaß umfaßt, genauer kennt, wird verfolgen können, daß Bustas Auseinandersetzung mit ihrem Tun, mit Schuld und Scham, in ihrem Werk stattgefunden hat, und zwar ausschließlich dort. Dieses Werk hätte dann eine Tiefendimension, die sich bisher nur schwer wahrnehmen ließ.¹⁴ Das würde Christine Bustas »Glauben an die Sprache« (vgl. Kap. 3.1.) einlösen. Es wäre ein interessanter Fall in der Literaturgeschichte Österreichs, die Leistung einer spezifisch literarischen Vergangenheitsbewältigung. Die Rezeption, die nicht um Bustas Vergangenheit wußte, hat sich jedoch allein auf den christlichen Auslegungskontext konzentriert.

Doch mit gleichem Recht läßt sich eine Gegenthese formulieren: Der biblische Bildraum, in den sich Busta mit ihrer Lyrik nach 1945 viel-

fach begab (vor 1945 hatte er keine Rolle gespielt), zusammen gesehen mit ihren Selbstaussagen, ist eine typische Form der österreichischen (Nicht-)Auseinandersetzung. Der Katholizismus, das Sammelbecken für diverse Geisteshaltungen, ließ die NS-Zeit zu einer »Prüfung« neben anderen werden, was ehemaligen ParteigenossInnen die Möglichkeit gab, »guten Glaubens« ihre politische Schuld zu marginalisieren oder in einem legitimierten Tabu verschwinden zu lassen. Busta wäre – vermittelt über ihr Werk – mit den Menschen eine neue, ahistorische Gemeinschaft eingegangen, sie konnte sich mit dem Thema der Schuld beschäftigen, ohne einen historischen Zeitraum, ohne ihr eigenes Tun in einem historischen Zeitraum näher betrachten zu müssen. Sie hätte damit ohne reflexive Brechung fortgesetzt, was (ihr) auch für die NS-Zeit galt: Wer mit der Sprache arbeitet, ist (werk-)tätig. Bustas Studium bei Josef Nadler (im Nachlaß befinden sich zumindest Postkarten von Nadler an die »stud. phil.«, Studieninhalte vom Sommersemester 1934 bis zum Sommersemester 1936 betreffend) sowie ihr Kontakt zu ihrem literarischen Vorbild Josef Weinheber machen die Analyse von Albert Berger diese beiden betreffend auch für Busta hochwahrscheinlich: Die Vorstellung von der »Dreieinigkeit von Volk, Reich und Sprache« habe Weinheber wie Nadler das Bewußtsein dafür verstellt, daß sowohl die Poetik wie die literarhistorische Theorie »längst von politischem Gedankengut durchdrungen waren«.¹⁵

Horst Bienek stellt in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 19. Juni 1965 in seiner Besprechung des aktuellen Gedichtbandes »Unterwegs zu älteren Feuern« Busta als repräsentative Erscheinung der österreichischen Lyrik dar. Er spricht von einer »Erschöpfung« der österreichischen Lyrik, die nach dem Krieg »stürmisch und fruchtbar« eingesetzt hatte, weil es ihr – und »vielleicht nur den Österreichern« – gelungen sei, »in einem »positiven« Sinn »modern« zu sein, ohne auf das Traditionelle zu verzichten«. Nun aber ortet er – und zieht Bustas Verse als Fallbeispiele heran – das »alles überwuchernde Gefühl »bukolischer Melancholie« und konstatiert: »Bustas lyrischer Kanon löst alle Themen allzu glatt und harmonisch auf«.¹⁶

Die Rezension hat Busta schwer getroffen (wie ein Brief an Ignaz Zangerle vom 1. Juli 1965 wiedergibt). Ihr nächster Gedichtband »Salzgärten« erschien nach einer 10-jährigen Pause 1975 und versuchte sich in einer anderen Sprache. Vielleicht war die Kritik aber auch auf eine schon vorliegende Verunsicherung getroffen, was Bustas bildnerische Beschäftigung seit Anfang der 1960er Jahre als Suche nach einer alternativen Ausdrucksform verstehen ließe.

Bieneks Kritik¹⁷ an der Stagnation wird Modernität kaum in dem Sinne verstanden haben, daß literarische Moden zu befolgen seien. Wir interpretieren hier die Frage mit hinein, die spätestens »nach 1968« die breite Literaturkritik mitbestimmt hat: Hat die Lyrik in ihren Themen und ihrer Sprache nicht doch auch auf kulturelle Prozesse und Einschnitte zu reagieren? Welchen Stellenwert hat die Lyrik als Fluchtpunkt, als Raum der ästhetischen Laute, Rhythmen und Bilder, in der Welt »nach Auschwitz«? 1965 war die Diskussion über diese Fragen in Deutschland in vollem Gange.¹⁸ Auch Bienek könnte dadurch zu einem ungeduldigeren Standpunkt der österreichischen Lyrik gegenüber veranlaßt worden sein, die in den 1950er Jahren in Deutschland hochgeschätzt gewesen war.¹⁹

3.1. Attraktionen und Einflüsse

Wie Lebensdokumente im Nachlaß bezeugen, war Christine Busta vom 15. März 1934 bis März 1938 Mitglied der austrofaschistischen Vaterländischen Front. Daß sie eine Kindergruppe der NSF (Nationalsozialistische Frauenschaft) führte (jedenfalls 1940), ist in Briefen an Maximilian Dimt vom April 1940 nachzulesen.²⁰ Am 24. Mai 1945 hat sie sich (gemäß der ersten NS-Registrierungsverordnung der Besatzungsmächte vom 12. Mai 1945) bei der Bezirkshauptmannschaft Hietzing als NSDAP-Mitglied registrieren lassen. Zu diesem Anlaß hatte sie sich von drei KollegInnen der Städtischen Wirtschaftsoberschule, Wien, Hamerlingplatz (datiert ebenfalls mit 24. Mai 1945), bescheinigen lassen, daß sie sich, »obwohl sie seit 1938 Anwärterin²¹ und seit 1940 Mitglied der NSDAP war, politisch in keiner Weise hervorgetan« hatte. Das wurde als Entlastung nicht akzeptiert: am selben Tag wird der »Kontrollausweis« ausgestellt, der bescheinigt: »Genannte(r) ist in Schönbrunn bei Aufräumungsarbeiten beschäftigt«, die Stempel gehen bis zum 7. Juli 1945; direkt anschließend ist sie »als Mitarbeiter(in) obiger Verwaltungsgruppe bei Aufräumungsarbeiten und Bergung von Kulturgut ganztätig körperlich tätig«. Eine erneute Eingabe Bustas, nun von neun KollegInnen der Wirtschaftsoberschule für Mädchen unterzeichnet, erfolgt am 4. Juli 1945. Das »Ansuchen um Nachsicht von der Registrierung« (so das Antwortdokument) wird mit 9. August 1945 wiederum abgelehnt. Vom 3. August 1945 bis 2. August 1946 steht sie im Dienst der englischen Besatzung, als »Dolmetsch eng. Spr.«, ab 1. September 1945 als leitende Bedienstete (»matron«) im Hotel (»Hotel goldene Spinne seit 1.9.45 d. Britisch. Arbeitsamt zugewiesen«). Als »interpret« kamen ihre Englischkenntnisse – sie hatte neben Germa-

nistik auch Anglistik studiert – zur Verwendung. Die Stempel auf einer nächsten »Bescheinigung« der »Einsatzstelle für Nationalsozialisten im XIII. Bezirk« gehen bis zum 17. November 1946. Dann gibt es eine größere zeitliche Lücke: Vom 30. Juni 1948 liegt ein »Bescheid« der »Einspruchskommission für den 13. Bezirk« vor, der die »Dauer der Parteimitgliedschaft« feststellt: »PA bzw. PM Juni 1938 bis April 1945«, es wird »als erwiesen angenommen, dass anders lautende Beantwortungen in Fragebögen zwischen 1938 bis 1945, [sic] lediglich im Interesse der beruflichen Tätigkeit gemacht wurden und sind aus diesem Grund als Schönfärberei zu bewerten«. Ein von der »Meldestelle zur Registrierung der Nationalsozialisten« am 31. Oktober 1946 ausgestelltes und an Busta gesandtes Dokument hatte in der Mitteilung bestanden, daß »wegen der Unrichtigkeit der Eintragung über die Dauer Ihrer Parteizugehörigkeit« – dann eingetragen: »Pg. seit Dezember 1937« – »Einspruch erhoben wurde« und sie ihre Äußerung dazu abgeben könne. Offenbar gab es kein Dokument, das die Mitgliedschaft vor März 1938 belegt hätte. Ein abschließendes Entnazifizierungsdokument findet sich nicht; es liegt nahe, daß Busta 1948 unter die Generalamnestie für »Minderbelastete« fiel. Das »Minderbelastetenamnestiegesetz«



Mitgliedskarte der Vaterländischen Front von Christine Busta, 1934, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 25, Mappe 3

war am 21. April 1948 vom Nationalrat beschlossen und am 28. Mai 1948 vom Alliierten Rat genehmigt worden, die »Registrierungspflicht und die Sühnefolgen für Minderbelastete aber blieben bis 1950 aufrecht«. ²²

Daß Christine Busta für sich und ihre einkommenslose Mutter²³ zu sorgen und in der Parteimitgliedschaft eine Sicherung im »Kampf ums tägliche Brot« gesehen hatte, war von den neun KollegInnen unterschrieben worden. Dokumente, die Christine Busta aufbewahrte, widersprechen aber dieser verbreiteten Erklärung der Existenzsicherung. Ihre Tagebücher zeigen eine zeittypische Entwicklung ebenso wie die Briefe an ihren späteren Ehemann Maximilian Dimt. Wie für viele andere ihrer Generation bot der Nationalsozialismus der jungen Christine Busta eine »Ausflucht«, die Vision, in einer neuen Gesellschaft ihre sozialen Beschränkungen hinter sich zu lassen. Diese Gesellschaft hielt sowohl persönliche als auch ästhetische Identifikationsangebote bereit. Bustas Haltung und Dichtung kann nicht verstehen, wer nicht die geistigen DialogpartnerInnen kennenlernt, deren Lebens- und auch Literatur- und Kunstauffassung als wesentliche Einflüsse zu gelten haben.

Bustas Kirchenaustritt im Juli 1940 dürfte mit der Eheschließung mit Max Dimt Anfang August 1940 zusammenhängen. Dimt war entschiedener Nationalsozialist und bereits vor 1938 »Illegaler« gewesen. Im Deutschen Bundesarchiv in Berlin befindet sich seine Reichskulturkammerakte mit dem Antrag auf die »Befreiung von der Zugehörigkeit zur Reichsschrifttumskammer« vom 13. November 1941 (Dimt hatte 1941 publiziert, war aber bereits Mitglied der Reichsmusikkammer; s.u.). Zu der Frage nach der »Konfession (auch frühere und Rassezugehörigkeit)« gibt er bei sich und seiner Ehefrau an: »gottgläubig, früher röm. kath., arisch«. Auf dem Antrag wird mit 25. November 1941 bescheinigt, daß von beiden der »Abstammungsbescheid« vorgelegen habe. Ein dem Antrag zugehöriger eigenhändiger Lebenslauf gibt näheren Aufschluß über ihn:

Von 1932 an war ich bis 1939 als Privatmusiklehrer tätig. Seither bin ich Musiker im Gausymphoniorchester Niederdonau. Ich wurde 1934 Mitglied der NSDAP und gehörte der SA u. SS an. Vom Juni 1938 bis April 1939 arbeitete ich in der Gebietsführung der HJ von Niederdonau in der Abteilung Presse und Propaganda. Gegenwärtig bin ich ehrenamtlicher Mitarbeiter im Presseamt der Gauleitung Niederdonau. ²⁴

Im Aktenverlauf wird festgehalten, daß Dimt am 1. Mai 1938 als Parteimitglied anerkannt wurde. Er erhielt die für die »Illegalen« typische Nummer über 6 Millionen (Nr. 6.221.407).

Der Briefwechsel zwischen Busta und Dimt liegt relativ geschlossen vor, da dieser nach seiner Einrückung 1942 die Briefe seiner Frau bei Heimaturlauben wieder mitbrachte (bzw. die letzten Briefe an ihn zurückkamen). Der Kontakt mit Max Dimt (und dessen Bruder Peter) begann 1935. Busta war 20 Jahre alt, studierte und suchte nach ersten Auftritten in der Öffentlichkeit (1932 und 1933²⁵) weiter nach ihrem Ausdruck. Dem »Brüderpaar« Dimt wollte das »Stiefschwesterk« »Sturmkamerad« sein.²⁶ Sie tauschten Bücher und Ideen aus.

Im »Mythus« bin ich gerade bei dem wundervollen Kapitel Mystik u. Tat u. kann bisher »nur« soviel sagen, daß ich große, stolze, herrliche Eindrücke beim Lesen erlebt habe. [...] Nochmals Dank, daß Sie mir den »Mythus« borgten.²⁷

Max Dimt zeigt sich in seinen (als Kryptonachlaß überlieferten) Dokumenten als eine zerrissene, intellektualistische Natur. Er beschäftigte sich mit »Kulturphilosophie« (es fand sich ein Notizbuch mit Exzerpten aus Schriften von Charles Darwin, Sigmund Freud, Martin Luther, Friedrich Nietzsche, Alfred Rosenberg, Oswald Spengler, Otto Weininger etc.) und war auch literarisch ambitioniert (Entwürfe zu einem Drama sind überliefert). Busta schreibt ihm: »Sie dürfen mir glauben, daß ich sehr gut diesen heiligen, verzehrenden Willen zum Großen, der in Ihnen brennt, verspüre – u. auch, daß mir eine gleiche Sehnsucht innewohnt.«²⁸ In den folgenden Briefen an Max Dimt deutet sich eine persönliche Erfahrung an, die dieses »Gemeinschaftsideal« motiviert haben könnte: »Wien, 21. Lenzing 36. [...] Ich war 16 Jahre, als in mir die Überzeugung – daß mich nie jemand lieben wird, wie ich zu lieben imstande wäre – feste u. rauhe Wurzeln schlug«. Eine pubertäre Erfahrung, die aktuell blieb. »Solange man Schmerz empfindet, kann man lieben – u. ist das allein nicht schon Glück? Schlimmer als nicht geliebt werden ist nicht mehr lieben können. Das Leben ist voll Tragik, – darum ist es so groß!«²⁹

Die Sprache wird Ausbruch und Aufbruch aus der Einsamkeit in die Gemeinschaft. 1931 war Christine Busta, »16 Jahre« alt, als Schriftstellerin aufgebrochen, aus der Zeit datiert ihr erstes (derzeit) nachweisbares Gedicht. Josef Weinheber – den sie 1935 lesen hört – wird die sprachliche »Größe«, an der sie sich orientiert. Im Januar 1936 schickt sie den »schlimmen, lieben Waldmänner[n]« ein Buch von ihm:

Es sind nicht alle Gedichte auf gleicher Höhe, – das liegt wohl daran, daß einige schon viele, viele Jahre zurückliegen. Aber Ihr werdet schon sichten u. richtig fühlen, wo der Göttliche Weinheber des »Adel u. Untergang« aufklingt. Wie erleben doch gerade Wir Deutschen tiefer u. tragischer als alle anderen Völker die Wahrheit der Worte, die Weinheber in seinem »Hymnus auf die Deutsche

Sprache« singt: »Du einzig seine Heimat, / Süße Heimat dem Sohn des Volks!« Uns war die Einheit bis her nur in der Sprache u. in der Sehnsucht beschieden. Und darum ist unsere Sprache u. mit od. durch sie eben unsere Dichtung unser heiligster Segen u. unser höchstes Gut. Und der größte u. erste Kampf, den wir zu kämpfen haben ist unsere Deutsche Sprache. Südtirol, Sudetendeutschland u. überall dort, wo man uns am härtesten treffen u. zum vernichtenden Schläge ausholen will, greift man nach dem Heiligtum ...³⁰

Die nationalsozialistische »Kultur«politik gibt der Sprache eine klare Funktion: »Dienst an der Sprache ist Dienst am Volk und seiner geistig-sittlichen Höherentwicklung. Sprache ist Lebensmacht des Volkes. Dienst am Volke aber ist unser höchstes Gesetz«. ³¹ Max Dimt war zwar von Beruf Musiker (und nur als solchen stellt Busta ihn in Briefen vor), laut seines Arbeitsvertrages »2. Geiger«, trat aber 1941 auch als Autor an die Öffentlichkeit: »Der ewige Krieg. Deutsche Gesänge«. ³²

Bustas Sehnsucht, mit der Sprache ihren Platz zu finden, war größer als der »Hausverstand«, der ihr hätte sagen können, daß Sprache mißbraucht werden kann. Sie war dem Künstlermythos verfallen, dessen zeitgeistiger Inkarnation von Einsamkeit und Heroismus, und war erfüllt von der Bereitschaft, im Kampf – dem geistige und militärische Waffen gleich galten – Denken und Haltung zu bewähren. Selbst nach den schlimmsten Katastrophen hält das Ehepaar Dimt an den nationalsozialistischen »Bezugs-Größen« fest, denn in der Ideologie sind sie als das kleinere Übel definiert. So schreibt Max Dimt, der Soldat an der Ostfront, am 20. Juni 1944:

Was Dein Schuldgefühl im Falle der deutschen Niederlage betrifft, so verstehe ich es eigentlich gar nicht, denk doch einmal zu Ende. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn es jene katastrophale Entwicklung von vor 1933 weiter gemacht hätte. Jene Arbeitslosigkeit, jenen von Juden bestimmten kulturellen Verfall, jene Ideenlosigkeit und Ratlosigkeit auf allen Gebieten?³³

Am 20. Juli 1944 berichtet Busta Max Dimt:

Ich las jetzt von Ernst Jünger: »Der Kampf als inneres Erlebnis«, ein furchtbares aber ehrliches, starkes, männliches Buch, das Dir gefallen würde. Ich las es auch, um Dir irgendwie nahe zu sein, Einblick zu gewinnen in die notvolle große Welt des Kämpfers – soweit dies eben durch Bücher möglich ist. – Eben erfuhr ich im 22h Nachrichtendienst vom Anschlag auf den Führer u. Du darfst mir's glauben, daß ich dem Himmel danke, daß er fehlging. Es wäre wohl undenkbar, wenn jetzt seine Hand vom Steuer sänke!³⁴

Beide stehen auf ihren Positionen. In ihrem letzten Schreiben an ihren Mann vom 26. Juli 1944 teilt Busta mit: »Gestern war ich wieder lang mit Weinheber beisammen. Er ist fast Ged. für Ged. mit mir durchge-

gangen u. nimmt es sehr ernst. Ich fürchte fast, er erwartet mehr von mir als ich halten kann«. ³⁵

Schrieb Busta diese Briefe Max Dimt zuliebe? Nach ersten Blicken in ihre Tagebücher³⁶ läßt sich sagen: Sie laufen inhaltlich weitgehend parallel zu den Briefen, wobei sie darüber hinaus Gedanken auch in oder zu Gedichten fassen oder Pläne zu Werken formulieren. Die Passagen, die Busta 1935 Max Dimt über die Liebesproblematik mitteilt, finden hier ihren Kontext – auch als der persönliche Teil des Dichtermythos: Beinahe übermenschliche, übergroße seelische Belastung ist der Preis für das Erwähltsein. Sie schreibt von »Empfängnis«, sie »fühle, daß in meiner Seele eine Ahnung, eine Sehnsucht, ein namenloses Großes emporblüht u. von meinen Lippen steigt es wie Weihrauch ›Gott!‹« (15. Januar 1934). Gott wird in dieser Gedankenwelt funktionalisiert: »Der große Führer. / Jäh drang er durch den stockend trägen Trott / [...] / Reiß kühn den Blitz aus dunkler Wetterwolke / Und schwang ihn wie ein Schwert vor seinem Volke / Und groß aus aller Herzen flammte Gott« (28. August 1935) oder »Du schufst uns nicht, durch Niedrigkeit zu schänden / Dein Werk, nur daß wir kühn uns zu vollenden / Hochstreben. Herr – so ehrt Dich unser Glaube!« (15. November 1935, aus einem Gedicht, das dem Zyklus »Deutsche Gebete« zugehört). Gott ist die »Urkraft«, beauftragend – in der »Lust des Schaffens« wird man seiner teilhaftig, wie sie in einem Brief an Max Dimt vom 20. November 1935 über die Bilder der 15jährigen Roswitha Bitterlich ausführt.³⁷ Da die Sprache im Dienst steht, ist Gott außerdem »Gewährmann«:

Seien wir aufrichtig, wir werden deshalb nicht kleiner im Ruhm vor der Geschichte, aber Deutschland ist allein, – wie immer in den Stunden höchster Entscheidung – u. es hat kaum mehr Arm u. Fuß zum Kampfe, nur Kopf u. Herz, dem Gott helfen möge u. sei es durch ein Wunder! Denn wir hätten's verdient!³⁸

Das ideologische Sendungsbewußtsein des Nationalsozialismus wies den KünstlerInnen die nicht unattraktive und gleichsam inhärente Rolle der »Künder« zu. Führer und Dichter sind Gottes Repräsentanten: Sie verbürgen die Einheit der Schöpfung, sie erheben die scheinbar zur Niedrigkeit verurteilten Seelen.

Der »stockend träge Trott« (s.o.) – das war der Alltag, das war die »Pflichtarbeit« (5. Februar 1933), das waren vor allem als ungerecht erlebte Startbedingungen. Der Sozialneid ist heimlicher Bestandteil des Künstlermythos, worauf der trotzige Ausruf Bustas im Tagebucheintrag vom 3. Dezember 1939 hinweist: »lieber ein trunkener Tagedieb als ein von unfruchtbarem Pflichteifer geblähter Bürger!«

So verwechselte auch Busta Gleichschaltung mit Einheit, Gewalt mit (gestaltendem und zu gestaltendem) Leid, Diktator mit Erlöser. Entsprechend der nazistischen Propaganda werden Opfer, ja wird die Katastrophe als notwendig vorgestellt: »Alle Ernten reifen im Schatten von schweren Gewittern« (13. Juli 1940). Auf der Schiene der Sprache gleitet das Völkische ins Nazistische hinüber. Inhaltlich bleibt Busta bei den »großen Gedanken«, simple Blut- und Führer-Gedichte sind bei ihr nicht zu finden.

Neben allem »Kampf« aber müssen die Schönheit und die Unschuld der Natur gewahrt bleiben. Darüber wacht die Figur des »Pan«: Unter dem 9./10./11. August 1941 findet sich im Tage- und Gedichtbuch das Gedicht »Pan u. der sterbende Krieger« (vgl. im vorliegenden Band S. 155–157): Pan wird versöhnt mit der »verheerte[n] Schönheit«, denn in den »Augen des Gefällten« stehen »Not u. Liebe, damit Leben sei«. In diesem (kunstvollen) Gedicht klingt Trakl nach, die Lektüre von »Grodek« und »Helian«. Trakl wird als Proponent *heroischer Melancholie* herangezogen für diese Form der Kriegsdichtung. Ob Weinheber Busta auf Trakl aufmerksam gemacht hatte, muß offen bleiben, auf jeden Fall vermerkt er 1944 auf einem Gedicht Bustas als Anweisung: »rhythmisch-hymnischen Ablauf der Sätze besser beachten! Siehe Trakl!«³⁹ 1947 entsteht »Die Stunde Pans« (vgl. S. 158) als Neuauflage, welche das oben zitierte Gedicht und andere Pan-Entwürfe von 1941 verarbeitet – eine noch weiter überarbeitete Fassung wird als »Hymnus an Pan« in den Gedichtband »Der Regenbaum« aufgenommen. Trakl taugte nun, nach dem Krieg, in einem anderen Aspekt, nämlich der heroischen *Melancholie* seiner Verse. Ein Vergleich der Fassungen aus der Kriegszeit und der Nachkriegszeit ist eine literaturwissenschaftliche Aufgabe, deren Ergebnisse nicht nur für die Busta-Forschung relevant sein dürften.

3.2. Schuld und Sühne

Die unausweichliche Verstrickung des Menschen in Schuld ist ein Thema, das für Christine Busta nicht erst nach dem Krieg aktuell geworden ist. Es findet sich von der ersten überlieferten Niederschrift bis zu ihren spätesten Äußerungen. In den Tagebüchern steht unter dem 9. April 1936 neben anderen literarischen Plänen: »2) Isenheim (Roman) *das Schwert lag zwischen ihnen*, Leben ohne Schuld unmöglich, Mut zur Schuld, selbstaufgelegte Sühne.«⁴⁰ Das könnte literarisch konzipiert sein, folgte nicht am 22. Mai 1936 die Feststellung:

Was wir heute alle büßen, ist die Schuld der Vergangenheit u. unsere Tragik ist

der Mut zur Sühne u. der Wille zur Zukunft. Das Ideal dieser Zukunft ist die Persönlichkeit der Gemeinschaft, der Organismus u. nicht das Konglomerat! Es sieht oft etwas nach Bruch u. Zerstörung aus, was nur Lösung sein soll! (an I.K.)

Die »Lösung« (30. März 1937):

die Welt von Innen her erneuern, aus der Innigkeit reiner Herzen, die nicht mehr nach größtmöglicher Ausdehnung ihres Wirkungsbereiches trachten. (in dem auch das innerlichste Wort allmählich zur weitläufigen u. geräumigen Phrase verflacht) sondern nach Vertiefung u. Durchformung des Lebens.

Das Verhältnis von Schuld und Sühne muß noch genauer erfaßt werden – manchmal scheinen Schuld und Sühne in eins zu fallen –, auch die Genese von Bustas Schuld-Begriff, der anscheinend persönliche, historische, religiöse, ontologische Anteile hat, die sich zu einem Komplex verbunden haben, in dem auch der Begriff der Liebe eine Rolle spielt.

Eine Erklärung durch die Herkunft ist zu erwägen. Busta war ein uneheliches Kind, der Vater verließ die Mutter noch vor der Geburt des Kindes, er zahlte keinen Unterhalt, die Mutter arbeitete, das Kind war viel allein. 14jährig wurde Christine Busta (laut eigener Angaben) die für die kränkelnde Mutter auch finanziell Verantwortliche. Diese Umkehrung von Schutzperson und Schutzbefohlener könnte bereits durch ein schreckliches Mißverständnis des Kindes begründet sein: Allein durch seine Existenz war es schuldig geworden an den Problemen der Mutter, unschuldig-schuldig war es von Geburt an, in einer als ganz persönlich empfundenen »Ersündesituation«. In dem Satz »Schlimmer als nicht geliebt werden ist nicht mehr lieben können« ist das Gefühl, nicht geliebt zu sein, bereits mitformuliert. Die Phantasie wurde zur Rettung, die Poesie so sehr zur Hoffnungsträgerin für Weiterentwicklung und Aufstieg, daß sich Busta der Ideologie der Überhöhungen verschrieb.

Kindheit und Familienverhältnisse, vor allem die Person der Mutter und das Verhältnis zu ihr, sind biographisch (anhand von Familiendokumenten) und in ihrer literarischen Verarbeitung zu betrachten. 1950 klingt in der Widmung eines Exemplars von »Jahr um Jahr« eine beinahe kindliche Entschuldigung für die eigene Existenz an: »Meiner lieben Mutter, die es so schwer hat mit ihrer Tochter, mit vielen guten Wünschen u. der Bitte, weiterhin Geduld mit mir zu haben, weil ich's doch auch gar nicht leicht hab. Weihnachten 1950 / Deine Christl.«.⁴¹ Auch Helga Türtscher hat eine Widmung von Busta als »Ausdruck eines beschädigten Selbstwertgefühls« interpretiert, selbst wenn man einen »Teil Selbstironie« mitrechne: Auf ein Foto von sich aus dem Jahre 1950 hatte Busta geschrieben: »Meiner Mutter von ihrer unmöglichen,

schiachen Christl«. ⁴² Noch aus dem Jahre 1969 – Busta war bereits 54 Jahre alt – findet sich im Nachlaß eine vergleichbare Widmung für die Mutter auf einem Foto: »Liebe Mutter alles Gute zum Muttertag 1969 wünscht Dir Deine leider sehr alt u. schiach gewordene Christl«. ⁴³

Die Mutter war, nüchtern gesagt, ein permanenter Faktor in Christine Bustas Leben, sie starb 86jährig im Jahre 1974. 1976 wurde Busta pensioniert.

3.3. Nachkriegszeit

1947 erschienen Gedichte von Christine Busta in der Zeitschrift »Plan«. ⁴⁴ In der ersten Nummer nach 1945 hatte der Herausgeber Otto Basil mehr als 40 SchriftstellerInnen beim Namen genannt, die dem Nationalsozialismus gedient hatten, und er bemühte sich, die von der Diktatur ausgegrenzten zu rehabilitieren. Im allgemeinen Verständnis gilt eine Veröffentlichung im »Plan« als »Persilschein«. Aber wie prüfte der Herausgeber seine AutorInnen? Er nennt »NS-Literaturnachweise und Prospekte der großen nationalen Buchverlage«. ⁴⁵ Das Kriterium des »Gedruckten« erlaubte denjenigen, die nichts veröffentlicht hatten, die Darstellung oder Suggestion, sie seien in der »Inneren Emigration« gewesen. Wie konnte es passieren, daß im »Plan« Bustas »Ode an die Verlassenheit« mit einer Widmung »Für Max Dimt« gedruckt wurde (die dann in »Der Regenbaum« fehlt)? Im »Plan« wurde außerdem die »Ode auf das L« mit der Widmung »Für William Liboth« veröffentlicht. Liboth war ein englischer Besatzungsoffizier, dessen Briefe im Nachlaß seine Verehrung für Busta ausdrücken. Die buchstabenbezogene Ode ist schon vom Titel her eine Hommage an Weinheber, der in seinem 1934 erschienenen Gedichtband »Adel und Untergang« auch seine »Ode an die Buchstaben« (erstveröffentlicht 1927) wiederveröffentlicht hatte. Das »L« repräsentiert bei ihm die Liebe.

Mit 10. Dezember 1949 trat Busta dem »Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs« bei. Im Oktober 1950 bewarb sie sich, wohl auf Anraten von Rudolf Felmayer, der Bibliothekar der Wiener Städtischen Büchereien war, bei Rudolf Müller um eine Stelle, ⁴⁶ die sie am 15. Dezember 1950 antrat. Müller war als stellvertretender Leiter und Personalreferent ab Juni 1945 für die Entnazifizierung des Personals zuständig gewesen – als formales Kriterium hatte die Mitgliedschaft in der NSDAP gegolten. ⁴⁷ Offenbar fiel dieses Kriterium mit dem österreichweiten Ablaufen der »Sühnefolgen für Minderbelastete« bzw. »MitläuferInnen« im Jahre 1950 weg. ⁴⁸

Die Anstellung im Bibliotheksdienst war seitens der städtischen Kul-

turpolitik auch als berufsnahe finanzielle Sicherung für SchriftstellerInnen gedacht; bei den Wiener Städtischen Büchereien arbeiteten u.a. Walter Buchebner, Gerhard Fritsch, Franz Hiesel, Karl Anton Maly und Wilhelm Meissel. Die Büchereien waren Orte der Volkserziehung und wollten ihre Wurzeln in der ArbeiterInnenbildungsbewegung nicht verleugnen. Das naheliegende Schlagwort »Reeducation« wäre aber eine falsche Charakterisierung ihrer Haltung, denn die Büchereipolitik orientierte sich an den austromarxistischen Bildungsidealen der Zeit vor 1934. Die katholischen und die sozialistischen Bildungsideale trafen sich – so schwer das auch vorzustellen ist – in ihrem Hang zum Kulturkonservativismus.⁴⁹

Nun war Busta Angestellte des »roten Wien« geworden, der sozialistisch geprägten Stadtverwaltung. Zuerst in der Zweigstelle Pilgramgasse eingesetzt, wurde sie 1951 Mitarbeiterin der Hauptbücherei.⁵⁰

3.4. *Verlust und Abwehr*

Wie nahm Busta später auf die Welt Bezug, in der sie bis 1945 gelebt hatte? Martha Lanz-Pliieger hat im Rahmen ihrer Dissertation Christine Busta nach ihrem Verhältnis zum Nationalsozialismus befragt, Bustas Antwortbrief vom 15. Mai 1975 bildet eine singuläre Äußerung zu diesem Themenbereich:

Und nun zur leidigen Hauptfrage. Ich war nie ein politischer Mensch, obwohl ich einsehe, wie wichtig es ist, zu beurteilen, was mit uns geschieht u. wie eng auch das Schicksal d. reinsten Toren von der Politik bestimmt wird [...]. Als ich 1938 eine Hilfslehrerstelle angeboten bekam, hat mich ein befreundeter Arzt, der mein Elend kannte u. ein integrierter Mensch war, in die Partei hineingeschwindelt. Ich ahnte damals noch nicht, was Böses dahinter steckte, ich war naiv od. blöd genug die Komponenten national u. sozial wörtlich zu nehmen. Das Nationale berührte mich von der Sprache her, weil mein einziger Besitz v. d. Sprache her kam: die deutschen Kultur u. Geistesgüter von denen meine Armut lebte u. überdauerte. Sozial mußte ich denken aus meinen Nöten u. Erfahrungen heraus. Es war ein katastrophales Mißverständnis. Was daraus entstand an Ungeheuerlichkeit u. Schmach wissen wir alle u. ich werde bis an mein Lebensende daran schleppen, obwohl i. d. hochnotpeinlichen Untersuchungen u. Befragungen nach 1945 meine menschl. Haltung während d. NS Zeit sich als völlig integer erwies u. mir ein völlig unexponiertes Mitläufertum bestätigt wurde, auch im Sinne d. Nazigesetze, habe ich mich innerlich nie mehr aus dem Komplex der Kollektivschuld herausnehmen können u. mich nie freigesprochen. Mindestens 80% von dem, was sich an Schuldandeutung durch meine Gedichte zieht, geht auf das Konto dieser Jahre u. mein Versagen. Hätte ich alles gewußt, was ich seit 45 weiß, hätte ich schon während der NS Zeit die Konsequenzen gezogen. Aber da war alles von neuen Sorgen und Kämpfen

verstellt um die nächsten Menschen. Da saß man u. schrieb Briefe an die Front, voll Unruhe, Fragen u. Zweifeln, aber alle Antworten waren unpräzise, verhängt vom Verhängnis, das alle verstrickte u. immer tiefer mit sich riß. [...] Es gibt heute keine polit. Partei, der ich mich vorbehaltlos zugehörig fühle od. der ich um irgendeines Vorteils willen beitreten würde. Ich sehe nur den Menschen, der auf vielen Wegen u. Irrwegen das Gute sucht, tun will u. tut u. die Unmöglichkeit aller, sich freizuhalten von Schuld. Dabei hab ich das Gefühl tägl. von neuem mitschuldig zu werden an neuem Unrecht, Mißverständnis usf.⁵¹

Christine Busta hat die Wiedergabe dieses Briefes in der Dissertation gestattet. Er ist Mitteilung an eine, wenn auch kleine Öffentlichkeit. Abgesehen von aller Skepsis, die Selbstaussagen gegenüber nötig ist, kann der Brief von seiner Wortwahl und Rhetorik her, in seiner Mischung aus Schuldeingeständnis und Schuldabwehr, aus Halbwahrheiten und Halblügen, als exemplarisch gelten für einen hilflosen, weder historisch noch persönlich geklärten Umgang mit einer nationalsozialistischen Vergangenheit, der auf den Verlust oder die Entwertung einer Identifikation zurückgeht.

Was heißt, daß sie 1938 »in die Partei hineingeschwindelt« worden ist? Möglicherweise hatte es einer Empfehlung bedurft, um von der Vaterländischen Front direkt in die NSDAP zu wechseln (wahrscheinlich wurde sie deswegen als »Anwärter« geführt; s.o.). Dazu hätten die Kontakte zu Max Dimt (oder dessen Bruder) wohl ausgereicht – doch dieser ist in dem Brief von 1975 nur »Musiker aus ebenso armseligen Verhältnissen« und »seit 1944 im Osten vermißt«. Tatsache ist: Am 8. Juni 1938 ist sie dem NSLB (Nationalsozialistischer Lehrerbund) beigetreten. Man mußte nicht Mitglied der Partei sein, um in den NSLB einzutreten.⁵² Die Sachlage, daß 1938 so plötzlich Stellen frei geworden waren, war nicht erst »nach 1945« zu interpretieren. Nennt sie sich »Hilfslehrerin«, so hat das verharmlosenden Charakter: Sie war irgendwann Vertragslehrerin (d.h. mit Zeitverträgen angestellt und nicht pragmatisiert). Eine Lehrperson besetzt in diktatorischen Systemen durchaus eine Scharnierstelle und hat parteipolitisch zuverlässig zu sein. Nicht ganz auszuschließen ist, daß sich in der Abkürzung »Vertr. lehrerin«, wie in einem Dokument im Nachlaß vom 18. Juni 1945 unter Beruf angegeben, auch »Vertrauenslehrerin« lesen ließe; diese hätte eine noch definiertere Funktion im Nationalsozialismus gehabt, weil sie das Bindeglied zwischen Schule und HJ (bzw. BDM) bildete.⁵³

Die von Busta genannte Kategorie des »Mitläufers« geht zurück auf eine Einstufung durch die Entnazifizierungsbehörden, die im Laufe der Zeit aus politischen Gründen immer lockerer wurde: Eine amtliche Einschätzung ersetzte den eigenverantwortlichen Umgang, ebenso wie mit

dem Begriff der »Kollektivschuld« das persönliche Tun in einer gesellschaftspolitischen Kategorie verschwindet.

Bustas Antwort beinhaltet diverse Standardisierungen, die sich als ›Abwehr‹ kennzeichnen lassen: die Charakterisierung des Themas als »leidig«, die Aussage, »nie ein politischer Mensch« gewesen zu sein, die Betonungen und Wiederholungen (»völlig«, »integer«), die Widersprüchlichkeit. Es ist gut möglich, daß das vage Wissen, etwas zu verschweigen, Christine Busta noch tiefer in den Schuld-Komplex hineintrieb, den inneren Druck noch erhöhte.

Alle Hinweise deuten darauf hin, daß Busta nicht nur kein »politischer Mensch«, sondern auch kein kritischer Mensch war. »Ich liebe das Fraglose, das erfüllt – die Natur«, heißt es im September 1946 in übriggebliebenen einzelnen Seiten eines Tagebuchs. Dieses Vertrauen in die Verbindung von Mensch und Natur war anderen schon abhanden gekommen, bevor sie in den Ruinen standen, die die Natur verschüttet hatten: Alfred Döblin, als Jude zur Emigration gezwungen, hatte um 1927 formuliert: »Übrigens: die ›Natur‹ gibt es gar nicht. Das ist nur ein anderer Gesellschaftszustand.«⁵⁴ Bustas ›vormodernes‹ Vertrauen »kindlich« zu nennen, verwies auf die Sehnsucht, die das Kind Christine entwickelt hatte.

Bustas Verwendung politisch konnotierter Sprache kann auf Naivität zurückgeführt werden, auch aber auf eine unbewußte nachträgliche Identifikation mit den Opfern des Nationalsozialismus, wenn sie am 28. April 1973 in einem Brief an Ignaz Zangerle schreibt: »Ich fühle mich seit langem verheizt in jeder Hinsicht u. als hoffnungsloser D.P. im Getue unserer Zeit u. d. Kunst u. Literatur im besonderen.«⁵⁵

Es scheint jedenfalls, als behielte die Sprache ungebrochen ihr Recht auf Ästhetisierung der Welt, als komme es ihr in den Trümmern der Nachkriegszeit mehr denn je zu. Damit war Busta keineswegs allein, das Festhalten an der Souveränität der Sprache, an der sicheren Beziehung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem, kann generell als Reaktion auf Verlusterfahrungen gedeutet werden. Busta setzt weiterhin auf die direkte Wirkung der Sprache, wie sie im Dialog, aber auch im Appell erzielt werden kann. Heil und geschlossen sollen Worte, Motive, Szenen, Sprache, Dichtung sein, damit die Welt damit gerettet werden kann. Und so will es manchmal scheinen, als bedürfe Busta geradezu der Schuld, weil sie der Treib-Stoff ihrer literarischen Arbeit ist. Wie sie selbst in der Sprache ihre Lebensberechtigung und ihre Heilung gesucht hatte, so will sie sie anderen anbieten. Sie war von Kindheit an vom Schuldgefühl so geprägt, daß die NS-Zeit gewissermaßen zur

glaubwürdigsten Metapher für die grundsätzliche Auffassung wurde, daß niemand schuldlos bleiben kann – für »die Unmöglichkeit aller, sich freizuhalten von Schuld« (dies die einzige Unterstreichung im fünfseitigen Brief vom 15. Mai 1975). Diese »Unmöglichkeit aller« entschuldigt zugleich ihr eigenes Verhalten in der Nazi-Zeit.

Das Institut für Sozialforschung hatte 1950 in Deutschland eine großangelegte sozialpsychologische Studie durchgeführt, deren Ziel kein geringeres war als eine Erfassung der Nachkriegsmentalität der Deutschen. Das Kapitel über »Schuld und Abwehr« übernahm Theodor W. Adorno.⁵⁶ Die VersuchsteilnehmerInnen wurden in Gruppen zusammengebracht und mit dem »Grundreiz« konfrontiert: dem – fingierten – Brief eines amerikanischen Soldaten (»GI«), in dem er Meinungen über die Deutschen äußert. Die Reaktionen auf die verschiedenartig angelegten Einzelreize dieses Briefes wurden in Gruppen mit einem Versuchsleiter auf Band aufgenommen und dann transkribiert. Die Analyse richtete ihr Augenmerk auf Standardisierungen in den Antworten. Adorno hält fest:

Wenn an die Nervenpunkte der Schuld gerührt wird, wird es besonders deutlich, wie viele der Angesprochenen fast mechanisch sich eines bereits fertig vorliegenden Vorrats von Argumenten bedienen, so daß ihr individuelles Urteil nur eine sekundäre Rolle zu spielen scheint: die eines selektiven Faktors im Verhältnis zu jenem Vorrat.⁵⁷

»Starrheit und Monotonie« der Reaktionen zeigen sich als »ideologische Syndrome« eines neuen Kollektivs.⁵⁸ Die in »Schuld und Abwehr« abgedruckten längeren Passagen aus den Protokollen sensibilisieren das Bewußtsein für die Sprache der Antworten, die »durch ihren Widerspruch zur objektiven Realität, ihren irrationalen Charakter«⁵⁹ auf die Abwehrstrategie verweisen, wobei in der Abwehr auch ein Gewissen sich manifestiere.⁶⁰

Alexander und Margarethe Mitscherlichs Untersuchungen zum kulturpsychologischen Phänomen der »Unfähigkeit zu trauern« verweisen auf individualpsychologische Aspekte: Ein Kindheitsmilieu, in dem ein Kind kein Selbstwertgefühl entwickelt, eine Pubertät, in der keine Auseinandersetzungen mit bis dahin unbestrittenen Autoritäten stattfinden, erzeuge in den Heranwachsenden den Hang zu ausgelagerten Ich-Idealen. 1945 sei es dann zu einer »traumatische[n] Entwertung des eigenen Ich-Ideals, mit dem man so weitgehend identisch geworden war«, gekommen.⁶¹ Das wenig ausgebildete Selbstwertgefühl tritt nach Verlust der starken Person, der starken Ideen auf verschiedene Weise wieder zutage. Es kann das dauernde Gefühl auslösen, am Rande zu stehen (bis

hin zur Depression), es kann zur Verleugnung kommen (wozu inhaltliche Ablenkung gehört, die auch durch berufliche Aus- oder Überlastung erzielt werden kann). Bustas Weg nimmt sich wie ein Beispiel für Mitscherlichs Beobachtungen aus: die fehlenden Auseinandersetzungen mit definierten Bezugspersonen im Zuhause und die Identifikation mit als stark empfundenen Vorbildern oder Ideen, wie sie der Nationalsozialismus bereitstellte. Die frühe Vorstellung von Schuld als existentieller Bedingung hätte dann nach dem Krieg zu einer neuen Identifikation mit der Idee von Schuld geführt. Bustas Reaktion der »Dauertröstung« verdrängt die Trauer, ihre eigene und die der anderen, ganz im Sinne der »Unfähigkeit zu trauern« (vgl. auch Kap. 3.6.). Daher rührt womöglich die Abkopplung von persönlich vermitteltem Leid, wie es die im nächsten Kapitel vorgestellten Briefkontakte belegen.

Für weiterführende Forschungen wird auch die Bibliothek von Christine Busta herangezogen werden müssen.⁶² Ein Interesse gilt der Frage, ob darin sachliche oder belletristische Literatur zu finden sein wird, die um das Berichten oder die Schilderung von Umständen und Mechanismen bemüht ist, die Überlegungen zum Verhältnis von Individuum und Kollektiv, zu Identifikationsvorgängen anregt, die das Verhältnis von Sprache und Macht behandelt.⁶³

3.5. Kontakte zu Opfern des Nationalsozialismus

Gerade im Hinblick auf den Umgang mit der Vergangenheit sind Bustas Kontakte zu ins Exil geflohenen KollegInnen, etwa zu Hilde Domin, Paula Ludwig und Johannes Urzidil zu beachten, deren Briefe sich im Nachlaß befinden (von Domin ca. 30, von Ludwig 6, von Urzidil ca. 110 Stück). Vorgestellt werden hier die Briefwechsel mit Ludwig und Domin, ebenso die Briefe von Ilse Stern, einer ehemaligen, jüdischen Schul- und Studienkollegin.

Paula Ludwig hatte es Christine Busta zu verdanken, daß sie 1962 den Trakl-Preis erhielt: Busta saß neben Felix Braun und Ludwig Ficker in der Jury. Am 4. Januar 1962 schlägt Busta dem Unterrichtsministerium »als zweiten Anwärter die 1938 freiwillig nach Brasilien emigrierte Vorarlberger Dichterin Paula Ludwig« vor, »an der es ein »österreichisches Versäumnis« gutzumachen gilt«. Sie kenne »Paula Ludwig nicht persönlich und lediglich die Begegnung mit diesem Gedichtband hat mich überzeugt [...]. Österreich sollte sich die Gelegenheit und Möglichkeit, Paula Ludwig literarisch wieder einzubürgern, nicht entgehen lassen«. ⁶⁴ Teile dieses Gedichtbandes⁶⁵ zeugen von einer persönlichen Zerstörung, der Klappentext verweist auf den biographischen

Hintergrund: »Von 1933 an floh Paula Ludwig vor dem Ungeist des totalen Staates in schmerzvollen Etappen um die halbe Erde«. ⁶⁶ Paula Ludwig erhielt, zusätzlich zu Johann Gunert, den Trakl-Preis in voller Höhe, dotiert mit 10.000 Schilling. Über die finanzielle Zuwendung hinaus wurde Ludwig als Künstlerin gewürdigt und im Lande bekannt. Der Preis verschaffte ihr ein symbolisches Zuhause im Literaturkanon.

Der sich nach der Preisverleihung entwickelnde Briefwechsel zwischen Busta und Ludwig zeigt auf Seiten Bustas eine auffällige Sprachlosigkeit. Paula Ludwig registriert in ihren Briefen aufmerksam und persönlich betroffen die Zeitgeschichte. Sie schreibt an Busta von der »Atombombe zu unseren Häupten«, die »keine Atempause aufkommen« läßt. ⁶⁷ Mitte der 1960er Jahre beschäftigen und quälen sie die Auschwitz-Prozesse. Ulrike Längle berichtet, daß Paula Ludwigs »Fassungslosigkeit darüber und über das Verhalten der deutschen Öffentlichkeit, die nach ihrer Meinung fehlende Reaktion der Philosophen, Theologen und Künstler [...] ein häufig wiederkehrendes Thema« in den Prosafragmenten mit zeitgeschichtlichen Themen ist, die von Ludwig selbst »Anwürfe« genannt wurden. ⁶⁸ Längle weiter:

Mit der sogenannten »Normalität« konnte sie sich nicht abfinden. Paula Ludwig verweigerte diese »Normalität« auch in ihrem Schreiben, indem sie sich – abgesehen von vereinzelt Gedichten – von der Lyrik und der erzählenden Prosa abwandte und sich kommentierend, polemisierend und reflektierend dem Zeitgeschehen zuwandte. ⁶⁹

Ludwig reagierte also literarisch mit einer eigenen Gattung, in der sie die auf die eigene erlebte Geschichte prallende Un-Wirklichkeit zu fassen hoffte.

Busta antwortet mit keinem Wort auf Ludwigs aktuelle politische Äußerungen. ⁷⁰ Sie weicht in eine ganz andere Richtung aus, es wirkt wie eine Volte, wenn sie Ludwig im September 1963 schreibt:

Aber diese Welt als ganzes bleibt erlösungsbedürftig, gestern wie heute und immer. Vielleicht ~~sollten wir~~ solltest Du doch stärker an die Opfer als an die Schlächter glauben und daran, daß manchmal ~~die Opfer den Schlächter ver-~~
~~wandeln~~ das Opfer den Schlächter verwandelt. Und daran, daß jeder Tote uns unwiderrufbar auf die Lebenden verpflichtet. [...] Glaub mir, Paula, es ist nicht Anmaßung, die mich so zu Dir reden läßt, es ist Sorge, es ist Liebe, es ist Glaube **an Gnade und Kraft, die Dir verliehen wurden. Dein Lebenspfund ist nicht ver-**
wirtschaftet auf den Straßen der Flucht. Du bist angekommen, Du bist nur noch immer betäubt. Du hast überlebt, überleben dürfen ohne Schuld an dem Gräßlichen, das geschehen ist, Du bist ausgespart worden, Du bist aufgerufen zur Zeugenschaft in irgendeiner Form, ob mit dem Wort oder mit dem Leben oder mit beiden, steht bei Gott und Deiner Demut, ~~dem~~ Deinem Mut zu dienen. ⁷¹

Welche literarische Aufgabe will Busta in diesem Brief (es handelt sich nicht um eine öffentliche Äußerung) ihrer Kollegin mit dieser »Zeugenschaft« zuweisen, wenn sie selbst der politischen Aktualität ausweicht? Soll Ludwig die Poesie der »Unschuld« begründen – obwohl Bustas Poetik auf der »Unmöglichkeit aller, sich freizuhalten von Schuld« gegründet ist?

Ein Blick auf den Kontakt mit Hilde Domin zeigt Parallelen.⁷² Der Briefwechsel beginnt damit, daß Domin Busta ihren ersten Gedichtband »Nur eine Rose als Stütze« sendet, wohl auch in der Hoffnung, damit einen multiplikatorischen Kontakt in Österreich zu gewinnen. Bustas Antwort endet mit folgenden Worten:

[...] daß [...] Sie einfach zur Welt gehören u. ins Haus jenes Vaters, in dem viele Wohnungen sind. Dort gucken Sie aus einem der schönsten Fenster u. üben Nachsicht mit allen, die es brauchen, u. hoffentlich auch mit Ihrer / Christine Busta, / die Sie so gerne in eine immerwährende milde Sonne der Liebe u. Hoffnung legen möchte!⁷³

Bereits der Gedichtband läßt die Emigration mehr als erahnen. Auch Domins nächster Brief, den sie als Revue ihrer verschiedenen Wohnungen anlegt. Busta antwortet darauf mit dem Hinweis: »Man kann an ein u. demselben Ort Strecken des Gehetztseins durchmachen, die ermüden wie eine Reise um den Erdball«. Gleichzeitig äußert sie ihre Vermutung, daß Domin emigriert sei,⁷⁴ was diese bestätigt. Es kommt zur Krise, als Busta nicht antwortet und Domin sich alleingelassen fühlt, obwohl sie Briefe sehr persönlichen Inhalts geschrieben hatte. Die Auseinandersetzung nimmt grundsätzliche Züge an, als Domin ihre **Situation in starke Worte faßt: »Die »stickig gewordene Brut der Verschonten«** benimmt sich schlecht zu mir, die ich nach 29 Jahren des Umhergestossenseins zum ersten Mal im Leben ein Heim bekommen habe, um darin zu weinen.«⁷⁵ Domin hatte damit eine Zeile aus Bustas Gedicht »Noah zur dritten Taube« zitiert. Es hatte in der vorangegangenen Korrespondenz eine Rolle gespielt. Jetzt wird jedoch der Aspekt aktuell, der auch als seine Interpretation gelesen wird: die Hoffnung auf einen ganz neuen Anfang,⁷⁶ die den diskriminierten, exilierten, vom Tod direkt bedroht gewesenen Personen und Gruppen wie ein nur folgerichtiger Zynismus erscheinen mußte. Busta fühlte sich von Domins Heftigkeit, die in erster Linie der Heidelberger Gesellschaft gegolten haben dürfte – denn Domin hatte als biographische Mitteilung von Busta nur die bereits standardisierten erhalten: »Mein Mann ist seit 1944 in Rußland vermißt. Ich Sorge für meine Mutter, die seit meinem 14. Lebensjahr kränkelt. Ich werde bald 45«⁷⁷ –, offenbar an einem wun-

den Punkt getroffen und antwortet: »Gestehn Sie mir das Verstummen zu wie ich Ihnen das Herausschreien. Beides sind Seiten der gleichen Münze, mit der wir für unser Anderssein zahlen.«⁷⁸ Diese Gleichung war eine andere ›Solidarität‹ als die von Domin erwartete. Mehrfach hatte Domin auf Bustas ersten Brief Bezug genommen, vom »Trost« geschrieben, wie er ihr durch ihn zugekommen war, doch am 3. Juni 1963 schreibt sie: »Sie schrieben, in Ihrem ersten Brief, den ich jetzt nicht ohne Tränen lesen kann, dass ich ›zur Welt dazu gehöre‹. Nein, das tue ich nicht.«⁷⁹ Busta kontert:

Und ich hab mir's nie geleistet, mein Elend in die Welt hinauszuschreien, weil ich an meinem Elend allzeit erkannt hab, wie groß das Elend dieser Welt überhaupt ist [...]. Dennoch habe ich erfahren, daß mir Hilfe nie von den Schreiem kam, sondern von den durch Stille Gezeichneten und ich habe zeitlebens versucht, diesen anderen Weg auch zu meinem zu machen. [...] Nehmen Sie es als Zeit der großen Kelter.⁸⁰

Doch stimmt Bustas Gegenüberstellung von »Stille« und »Schreien« wirklich für sie und Domin, stimmt ihre Ineinssetzung von historischen Bedingtheiten für das Individuum und einem globalen Elend?

Ein drittes Beispiel sei erlaubt, das die Sprachlosigkeit der Dichterin geradezu greifbar macht. Uns hatten im Nachlaß die Briefe von Ilse Stern als Trägerin eines jüdischen Namens im Zusammenhang mit Hilde Domin und (der nicht jüdischen) Paula Ludwig interessiert. Es sind berührende Briefe, nicht nur weil der erste vom 17. März 1969 folgenden Anfang macht: »Es ist schwer, nach 28 Jahren einen abgebrochenen Briefwechsel aufzunehmen« und seinen Abschluß findet mit: »Sehr herzlich, Ilse Stern (geborene Kary) einstmals Wien VIII., Albertgasse 5!«⁸¹ Es war erschütternd, in Bustas Tagebuchaufzeichnung vom Mai 1936 im Kürzel »(an I.K.)« (s.o.) Ilse Kary zu erkennen. Die Briefe der nun in Kalifornien lebenden Mitschülerin und Kommilitonin (Kary hatte 1938 promoviert⁸²) bemühen sich um Kontakt, um einen Brückenschlag zwischen »alter« und »neuer« Welt, in mehreren Hinsichten. Der »jugendliche Idealismus der ›Neuen Linken‹« erinnert Stern an die

eigenen Universitätsjahre [...], als auch so manche Achtzehnjährige noch nicht die ganze Tragweite eines Anschlusses an eine Bewegung ermessen konnten, mit deren Endzielen sie damals auf Grund ihrer Unerfahrenheit und Unreife weder vertraut waren noch wirklich übereinstimmten. Und vielleicht ist es hauptsächlich die Überzeugung, daß auch Du unsere Freundschaft nicht vergessen haben kannst und gerne wirst wissen wollen, daß ich trotz allem am Leben geblieben und mir sogar ein neues, ganz anderes Dasein habe aufbauen können.⁸³

Sie plant eine Reise nach Europa. In Wien spricht sie Busta am Telefon, die ihr außerdem einen Brief in das Hotel bringt. Auf diesen Brief antwortet Stern nach ihrer Rückkehr. Sie erzählt ihr »äußeres Leben« in wichtigen Stationen (28. Juli 1969), unter anderem davon, daß sie ihre Eltern im KZ verlor, daß ihr Bruder in einer katholischen (!) Untergrundbewegung tätig gewesen war, denunziert und nach der Verhaftung ausgewiesen wurde.⁸⁴ Dieser Brief wird von Busta nicht beantwortet. Im Jahre 1985 (!) unternimmt Stern einen erneuten Versuch – der Brief von 1969 liege seither auf ihrem Schreibtisch, sie plane eine nächste und vermutlich letzte Europareise:

Du schriebs auch, daß Du nie aufgehört hast, Dich »mitschuldig« zu fühlen – meinst Du nicht, daß die beste Art, diese Schuld ein wenig abzutragen, wäre, die Verbindung mit mir aufzunehmen, daß ich nicht das Gefühl bekomme, Du willst keinen Kontakt mit mir? In meinen Augen bist Du nicht schuldiger, als ich es vielleicht gewesen wäre, »if I had been in your shoes« (manches kann ich besser auf Englisch sagen). Ich kann vergeben – kannst Du es nicht?

Sie treffen sich dann in Wien. Bei ihrer Rückkehr wird Stern schon von einem Brief Bustas erwartet. Manche Mitteilung aus diesem Brief Bustas hören wir indirekt in der Antwort Sterns vom 9. Dezember 1985, wenn es etwa heißt: »was Du so schoen in Deinen Versen sagst, die Du mir in Deinem Brief zitierst, und fuer die ich Dir danke: ›... wir haben alle den gleichen Geburtsort unter den Sternen – die Erde ...« – es ist die Standardantwort, in poetisierter Form. Stern berichtet, daß sie sich in den Sommermonaten in Wien mit ihrem »Heimweh« ausgesöhnt habe:

[...] die Zeiten haben sich in demselben Mass bei Euch geändert wie hier. **Nichts steht still, nur unsere Erinnerung.** [...] **Aber Du gehoerst zu meiner Vergangenheit, zu der ich endlich letzten Sommer die Bruecke aus meiner Gegenwart gefunden, und ich moechte gerne zu Deiner Gegenwart gehoeren, die so viel reicher ist als die meine.**⁸⁵

Stern erhält keine Antwort: Am 23. Juni 1986 fragt sie nach, bedauert, nicht so bald nach Österreich zu kommen und nennt Gründe: »Und, last not least, das Wiederaufleben des Antisemitismus im Gefolge der Waldheimaffäre erfüllt mich mit Unbehagen.«⁸⁶ Es bleibt der letzte Brief, der An-Ruf von Ilse Stern verhallt. War Bustas »anderer Weg« ein Weg der »Stille«⁸⁷ – oder des »Ver-schweigens«?

Ilse Stern hat (wie übrigens auch Domin, diese jedoch aus einem anderen Grund) Bustas Gedichte geschätzt:

Es ist ein Gedichtband der Muße für den, der ihn zur Hand nimmt, und damit will ich das Kostbarste ausdrücken, das es für mich gibt, und ich glaube, für Dich auch: ein Ruhepunkt mitten im Getriebe, wie eine kleine Kapelle, still, einsam, in der man Zeit findet, zu denken, zu sehen, zu werten, bevor man zurückmuß in die Welt. Was Du zu sagen hast ist nicht nur still und schön – es ist so viel mehr, und ich würde wollen, daß viele, viele diese Gedichte läsen und durch sie bereichert werden könnten.⁸⁸

Es scheint, als würden uns die in Bustas Briefen sichtbaren Standardisierungen (Zeitnot wegen ›Brotberuf‹, Krankheit) bei Ablehnung politischer Implikationen (Auschwitz, Exil, Antisemitismus) wiederum auf die ›ästhetische Existenz‹ verweisen, den »Ruhepunkt«, wie Stern sagt, einen Schutzbau, in den Busta flüchtete, weil er die Geborgenheit ausstrahlte, die sie selbst suchte.

3.6. Ich und Wir

Als Reaktion auf den »Schuld-Komplex« findet sich in Christine Bustas nach 1945 veröffentlichter Lyrik der Aspekt der Erlösung, der Gnade. Viktor Suchy zitiert in seiner Einleitung zu »Das andere Schaf« aus einem Brief von Busta:

Mein Grundthema, ist die Verwandlung der Furcht, des Schreckens und der Schuld in Freude, Liebe und Erlösung. Freilich hat die Schönheit dabei oft unbarmherzige Farben und die Tröstung kostet zumindest eine Hüfte. Es geht immer wieder um das »Korn der Gnade, das harte«. Auch der Glaube ist kein gesicherter Besitz, sondern etwas, das mühsam aus dem Schutt herausgegraben werden muß.⁸⁹

Suchy wählte folgerichtig u.a. die Gedichte »1945« (zuerst in »Die Scheune der Vögel«, 1958) und »Bericht aus einer Schuttgräberkolonne« (zuerst in »Lampe und Delphin«, 1955) aus, auf die Bustas Aussage anspielt. Bisher ist noch kein außerliterarisches Dokument aufgetaucht, das ein persönliches religiöses Erlebnis oder Bekenntnis Bustas belegen oder andeuten würde. Grub die Autorin den (ihren?) Glauben neu oder erneut aus dem Schutt heraus, den sie im Jahr 1945 in Schönbrunn wegräumte? In der Dichtung können die Antworten auf diese Fragen nicht gefunden werden. Ein handschriftlicher Entwurf zu einem Lebenslauf von vermutlich 1948 gibt einen Hinweis auf den Platz, den Busta dem Christentum in ihrer Dichtung gibt:

Wesentlich für meine Haltung Einfluß des Christentums – nicht konfessionell aber weltanschaulich. Gelebtes Christentum. (Von daher auch Versuche zu verstehn, gewissermaßen zeitgemäße Kommentare zu gewissen Evangelientexten u. Legenden zu geben)⁹⁰

In den oben genannten Gedichten wird im »wir« erlebt. Dieses Kollektiv repräsentiert den »Komplex der Kollektivschuld« (siehe den Auszug aus Bustas Brief vom 15. Mai 1975 an M. Lanz-Plieger), den psychisch akzeptierten Überrest der Nazi-Zeit. Johann Holzner hat in einem Aufsatz über die Lyrik von Erika Mitterer auf die literaturhistorische »wir-Konfiguration« gleich nach dem Krieg aufmerksam gemacht, als die »prononciert christliche Dichtung eine kurze Blütezeit erlebt hat«, und auf eine Problematik hingewiesen, die auch bei anderen AutorInnen bzw. Gedichten mitgedacht werden sollte:

Aber, indem dieses Gedicht eine neue »wir-Konfiguration« vorstellt, eine Konfiguration, die in erster Linie durch das Wort »von der Liebe zu den Feinden« geprägt wird, gerät es andererseits umgehend in den Kontext einer eben in dieser Phase neu sich bildenden Koalition, in der allzu schnell die Verfolger wie die Verfolgten der NS-Zeit, von den Mitläufern gar nicht zu reden, unter dem Vorzeichen des christlichen Gebots der Feindesliebe in ein einziges Kollektiv eingebunden werden.⁹¹

Doch ist Busta nie so weit gegangen wie Mitterer in ihrem Gedicht »An Österreich« (1945), das »auf den ersten Blick, um es vornehm zu sagen, leicht irritieren kann«⁹² mit dem Vers: »Bevor du richtest, forsche in Geduld: / Wie viele unter uns sind ohne Schuld? // Und fühlst du dich im Recht und weißt dich rein: / Zerreiße, Shylock, dennoch deinen Schein!«⁹³ Ein christliches Gebot wird hier zur obszönen Aufforderung: **Jude, werde Christ, dein »Auge um Auge« brächte nur neue Gewalt.**

Bei Busta wird der Gegensatz zwischen der sprachlichen »Schönheit« und dem »unbarmherzigen« Inhalt durch dieses »wir« zu einer scheinbar vielfachen Erfahrung gemacht und damit die personale Bezüglichkeit entschärft. Ersetzte man dieses »wir« durch ein »ich« (bzw. »uns« durch ein »mir«), wäre die Gefahr, eine »heile Welt« zu lesen, tatsächlich weitaus geringer.

Besitz des Menschen

Was ist uns geblieben? Zu Häupten die Sterne, die unnahbar fremden,
unter den Füßen die Toten, das wilde, kindliche Gras
und im Herzen die Schuld, die ruhlos lebendige.⁹⁴

Bustas Schreiben wird zum Ringen um Erlösung, das »Ich-Ideal« wiederum an eine Metaebene abgegeben.

In dem von Hilde Domin herausgegebenen Band »Doppelinterpretationen« schreibt Busta zu ihrem Gedicht »In der Morgendämmerung« **über die »Asche [...] von Auschwitz und Hiroshima«, die »unser Lebensgefühl« »erstickt und vergiftet«. »Wir selber haben sie ausgewor-**

fen«, die »Asche ist eine Metapher für [...] alles menschliche Verschulden«, das erst »in der Reuter des Gewissens« zur »Wiedergeburt« führen kann: »in der Zuneigung zum Mitmenschen können wir noch mit vergehendem Atem das Mysterium der Schöpfung erneuern«. ⁹⁵ Das Gewissen wird zu einer metaphorischen Konstruktion innerhalb einer metaphysischen – allein: wie gestaltet sich der persönliche Rodungsgang?

Die Betrachtung »sub specie aeternitatis« hat durchaus ihre ästhetischen Möglichkeiten, innerhalb des christlichen Bild-Raums kann durch die Transformation eine radikale Sichtweise entstehen. Das ist der Ursprung der Kirchenkritik, die Ablehnung von Dogmen und abgesegneter Exegese, die in der Abwendung von einer »Organisation« oder Partei ihre Parallele hat. Die »wir«-Konfiguration« ist das Symptom für das Untertauchen in der moralisch unangreifbaren christlichen Position. Jede Historisierung oder Relativierung ist als der erste geworfene Stein verdächtig.

Helga Türtscher, die eine Überlegung von Wolfgang Wiesmüller weiterdenkt, analysiert in der Lyrik Bustas aus theologischer Perspektive eine Identifikation mit den Sündern: Mehr noch als die durch Moral von außen zugeschriebene Schuld führt die Schuld, die persönlich empfunden wird (das Versagen den Mitmenschen gegenüber, wie das funktionale Einlassen mit der nationalsozialistischen Diktatur jedenfalls genannt werden kann), zu einer Identifikation mit den Sündern. Gerade die »Sünder« aber haben die Möglichkeit, die Nachfolge Christi anzutreten. In diesem Sinne kann aus dem wankenden Petrus der Fels werden, auf dem die Kirche gebaut wird, und aus dem Zöllner Matthäus der Evangelist – ein Schreibender, Verkündender. ⁹⁶

Und keiner, den Gott nicht verlassen,
der den Kuß des Verrates
und die Galle des Zweifels
nie geschmeckt hat, kann heute
Bruder sein den Verlorenen. ⁹⁷

Es bleibt späteren Untersuchungen überlassen, die poetologischen Aussagen mit der Dichtung in Beziehung zu setzen, vor allem mit der Frage, wie oder ob in der Lyrik der angestrebte Prozeß der »Verwandlung« dargestellt, d.h. ästhetisch wirksam und eingelöst wird. Dazu gehören auch quellenkritische Überlegungen zum Kontext der im Nachlaß befindlichen theoretischen Texte und Notate. ⁹⁸

Es wirkt so, als ob die Autorin nach 1945 den dichterischen »Heroismus« gegen die Demut, die egoistische Lust am Schaffen gegen den dia-

logischen Anspruch des Gedichtes getauscht habe – die von Busta im poetologischen Zusammenhang zitierte biblische »Hüfte« (vgl. Jakobs Kampf mit Gott: Gen 32, 23–33), mit der sie für die »Tröstung« zahlt, wäre durchaus zu interpretieren als der Verzicht auf eine poetische Identifikation, auf Omnipotenzenerlebnisse beim Dichten (die sich in den Tagebüchern durchaus nachlesen lassen). Die biblische Vorlage wird stark verändert und frei verwendet, denn völlig anders als Jakob, der sein Hüftleiden letztlich als Zeichen der Segnung wahrnehmen kann, deutet Bustas Verwendung klar darauf hin, daß diese »Verwandlung« eine Versehrte, Unbewegliche zurückläßt.

Die »Verwandlung der Furcht, des Schreckens und der Schuld in Freude, Liebe und Erlösung« soll aber auch und vor allem nach außen getragen werden, durch die Gedichte, zu den Menschen. Zentral dafür ist der Begriff der »Liebe«. In ihm verschränkt sich eine im Kontext nach 1945 religiös definierte Kategorie mit der schon vorgestellten früheren persönlichen, psychischen Erfahrung. Schon Bustas Kontakte zu psychisch schwierigen Personen wie Robert Kaltenbrunner (mit dem sie von 1934 an liiert gewesen war und der sich im Herbst 1938 in der Psychiatrie das Leben genommen hatte) oder auch Max Dimt könnten im Hinblick auf ihre sich selbst auferlegte Aufgabe der »Verwandlung« von Leid gedeutet werden, hinter der auch der Verlust des Vertrauens steht, geliebt zu werden.

Erst angesichts der gesamten Szenerie von persönlich und historisch erlebter Schuld, von dichterischem Sendungsbewußtsein und innerer Unmöglichkeit des Zur-Sprache-Bringens, von immer wieder versuchter und selbst benötigter »Verwandlung«, deutet der Schluß von »Die Farben der Kindheit« nicht mehr nur auf eine Erschütterung durch Lektüre hin (»Die Brüder Karamasoff«), sondern auf ein lebensbestimmendes Trauma, dessen Überwindung einer Erlösung gleichkäme:

»Die Hölle ist: nicht mehr lieben zu können.« Es hat mich von meiner Kindheit losgerissen und ausgesetzt am Abgrund aller Schrecken, dran wir das Menschsein lernen und wo neue Farben das Auge bestürzen, aus deren wildem Chaos wir oft erst spät die stillen Töne wiederfinden, dazwischen uns Gott die Brücke der Bestimmung ins Licht gehängt hat.⁹⁹

Anmerkungen

- 1 In Archivkassetten beträgt sein Umfang 51 Stück. Das detaillierte Verzeichnis ist auf der Homepage des Brenner-Archivs einzusehen (s. <http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/archiv/nachlassverzeichnisfibahomepageneu.pdf> [Stand: Mai 2008]). Der Busta-Teilnachlaß im ÖLA umfaßt neun Archivkassetten (s. <http://www2.onb.ac.at/sammlungen/litarchiv/bestand/sg/nl/busta.htm> [Stand: Mai 2008]). Die darin enthaltenen Gedichte sind im Rahmen einer Master-Thesis bereits alle nach Titeln und Incipits aufgelistet worden (vgl. Gunda Heydemann: *Hauptsächlich Gedichte. Ein Beitrag zur Ordnung und Erschließung des Teilnachlasses Christine Bustas am Österreichischen Literaturarchiv*. Wien: Master-Thesis 2006; Liste der Gedichte und Entwürfe nach Ordnungssystematik: S. 43–98, alphabetische Liste: S. 104–151).
- 2 Umso erklärungsbedürftiger sind manche Lücken. Die Verlagskorrespondenzen etwa befinden sich weder im ÖLA noch im FIBA. Sie dürften Teile von Materialien sein, die sich in einem weiteren Privatbesitz befinden.
- 3 Gedichtentwurf [nach dem 2. Januar 1986], Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 10, Mappe 3. Dank an Franziska Rohringer für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck aller Busta-Zitate.
- 4 »Bodenproben entnimmt man, um aus der Lagerung von Material das tektonische Gefüge eines noch nicht erforschten Landstrichs zu ermitteln und allfälliger Nutzung zuzuführen. Analog läßt sich von einer Tektonik überlieferter kulturgeschichtlicher Quellen sprechen. [...] Von solcher Gliederung her bestimmt sich die Kontur und Struktur jener Beschreibungen und Schlußfolgerungen, die ein Interpret zur »Rekonstruktion des Überlieferungsgeschehens« braucht. Hans Georg Gadamer's »philosophische Hermeneutik« ist für eine solche Sicht maßgeblich. Sie läuft auf eine »ontologische Analyse des Überlieferungsvorganges« hinaus« (Walter Methlagl: Einleitung. In: Ders.: *Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen*. Hg. vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv Innsbruck. Innsbruck: Haymon 2002, S. 8–14, hier S. 8).
- 5 Ein wichtiger Teil des FWF-Projektes »Poetik – Religion – Politik. Neue Perspektiven auf Werk und Leben von Christine Busta (1915–1987) auf der Grundlage ihres Nachlasses« besteht im Erschließen des kompletten Textbestandes in einer Datenbank, die nicht nur während der Forschungen schnellen Zugriff ermöglicht (etwa im Hinblick auf den Wortbestand der Gedichte und Briefe, Fassungen, Entwicklungen; auch als Hilfe beim Transkribieren handschriftlicher Notizen), sondern nach Abschluß der Arbeiten der Öffentlichkeit als Forschungsportal zur Verfügung gestellt werden wird. Damit soll ein Beitrag zum Erfassen der Sprachverwendung der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit geleistet werden, der auch erlauben soll, Unterschiede und Überschneidungen zwischen der poetischen und der pragmatischen Sprache zu erkennen (Busta begann, soweit derzeit bekannt, 1931 zu schreiben). Das Portal wird außerdem eine detaillierte Chronik beinhalten, die ebenfalls zunächst als Arbeitsmittel angelegt sein wird. Die

- Entscheidung über Umfang und Anlage der Veröffentlichung neuer Materialien im Druck setzt diese Forschungen voraus und ist derzeit noch nicht zu treffen. Geplant ist ein Materialband mit einem biographischen Teil.
- 6 Tagebuch von Gerhard Fritsch, Eintrag vom 25. September 1956 (Gerhard Fritsch: »Man darf nicht leben, wie man will«. Auszüge aus den Tagebüchern 1956–1964. Kommentiert von Stefan Alker und Volker Kaukoreit. In: Gerhard Fritsch, Schriftsteller in Österreich. Hg. von Stefan Alker und Andreas Brandtner. Wien: Sonderzahl 2005, S. 237–260, hier S. 243).
 - 7 »Faksimiles aus dem Brenner-Archiv (5)«: Ein Selbstporträt von Christine Busta. Hg. von Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek. Mit einem Beleitext von Annette Steinsiek: »Unterwegs zu neueren Bildern von Christine Busta«. Innsbruck 2007.
 - 8 Vgl. dazu etwa Bustas Briefe an Hilde Domin, Paula Ludwig und Ignaz Zangerle; s. auch Kap. 3.5.
 - 9 Der »autographe« – also der handschriftliche persönliche – Bestandteil scheint geradezu auf diese Reproduziertheit zu verweisen, selbst wenn das einzelne Buch damit die Würde des Unverwechselbaren zurückbekommen soll.
 - 10 Die Reihe »Sichtungen« hat sich mit »Widmungsexemplaren«, also der handschriftlichen Widmung in einem gedruckten Buch, und nicht mit der gezielten und auch im Druck repräsentierten Zueignung einer literarischen Schöpfung beschäftigt: »Aus meiner Hand dies Buch ...«. Zum Phänomen der Widmung. Hg. von Volker Kaukoreit, Marcel Atze und Michael Hansel. Wien: Turia + Kant 2006 (= *Sichtungen. Archiv – Bibliothek – Literaturwissenschaft* 8/9). – Diana Stört zitiert in ihrem Beitrag über »Form- und Funktionswandel der Widmung« (S. 79–111) Gérard Genette, der eine **sprachliche Unterscheidung dieser beiden Formen eingefordert habe**: »**zu-eignen**« [frz. »*dédier*«] für die Widmung eines Werkes, »**widmen**« [frz. »*dédicacer*«] für die Widmung eines Exemplars« (S. 82). Doch habe sich »im Deutschen der Begriff des »Widmens« für alle Spielarten dieser Textsorte durchgesetzt« (ebd.).
 - 11 Wolfgang Wiesmüller: Christine Busta. In: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur – KLG*. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik, 74. Nlg., 2003, S. 8.
 - 12 Brief von Christine Busta an Ludwig von Ficker vom 19. Dezember 1951. In: Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1940–1967*. Hg. von Martin Alber u.a. Innsbruck: Haymon 1996 (= *Brenner-Studien XV*), S. 221–223, hier S. 223 (Kursive Hervorh. im Zitat: d. Verf.). – Von Wolfgang Wiesmüller war der Briefwechsel zwischen Busta und Ficker bereits 1991 in einem Aufsatz vorgestellt worden; ergänzt um eine Liste der Gedichte Bustas im Nachlaß Fickers (vgl. W.W.: *Christine Busta im Briefwechsel mit Ludwig Ficker*. Mit einem Verzeichnis der Gedichtmanuskripte im Brenner-Archiv. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 10 [1991], S. 39–71).
 - 13 Brief von Ludwig von Ficker an Christine Busta vom 26. Dezember 1951. In: Ficker: *Briefwechsel* (Anm. 12), S. 223f., hier S. 223.
 - 14 Einen Ansatz in diese Richtung unternahm erstmals Wolfgang Wiesmüller.

- Er argumentiert, daß Busta christliche Bilder als Anspielungen verwendet – die ihre ZeitgenossInnen nach 1945 sehr wohl verstanden hätten –, um sich kritisch mit dem Verhalten der Christinnen und Christen (»Selbstgerechten«, »pharisäisch«) auch im Nationalsozialismus auseinanderzusetzen (vgl. W.W.: Das Gedicht als Predigt. Produktions- und rezeptionsspezifische Aspekte biblischer Motivik in Gedichten von Christine Busta. In: Sprachkunst 20 [1989], H. 2, S. 199–226).
- 15 Vgl. Albert Berger: Der tote Dichter und sein Professor. Weinheber und Nadler in der Diskussion nach 1945. In: Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur. Hg. von Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner und Klaus Zeyringer. Berlin: Erich Schmidt 1995, S. 191–201, hier S. 192.
- 16 Horst Bienek: Unterwegs. Neue Gedichte von Christine Busta. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. Juni 1965.
- 17 Bienek hat Busta, laut Hilde Domin. »sehr verehrt« (Brief von Hilde Domin an Christine Busta, [Herbst 1963], Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 14, Mappe 11).
- 18 Vgl. Lyrik nach Auschwitz? Adorno und die Dichter. Hg. von Petra Kiedaisch. Stuttgart: Reclam 1995.
- 19 Vgl. dazu u.a. Ernst Wurm: In der lyrischen Dichtkunst sind wir führend! Die Hälfte der deutschsprachigen Gedichte kommt heute aus Österreich. In: Österreichische Neue Tageszeitung (Wien), 14. Dezember 1958.
- 20 Vgl. z.B.: »Heute hab ich den ganzen Vormittag vertan mit der Verabschiedungsfeier der Zehnjährigen (die jetzt zur H.J. kommen) aus den Kindergruppen der N.S.F.« (Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 12./14. April 1940, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 3) und »Ich war heute nachm. mit meiner Kindergruppe der NSF auf dem Spielplatz [...]« (Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 23. April 1940, Nachlaß Christine Busta, FIBA, ebd.). Alle hier angeführten und nicht anders nachgewiesenen Lebensdokumente Bustas: Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 25, Mappe 3.
- 21 »Der Status des »Parteianwärters« [...] bedeutete, dass den Aufnahmewilligen zunächst nur eine Anwartschaft auf die Mitgliedschaft zugebilligt und eine P.A. (Parteianwärter) Karte mit einer entsprechenden P.A. Nummer zugeteilt wurde. Die »Parteianwärter« hatten zwar alle Pflichten eines »Partei-genossen«, wurden aber erst nach Aushändigung der roten Mitgliedskarte (in der Regel nach drei Monaten) vollgültiges Parteimitglied« (Schreiben des Bundesarchivs Berlin an die Verfasserinnen vom 8. November 2007). – Die NSDAP-Mitgliedskarte Bustas hat sich in der Kartei nicht gefunden, die »Mitgliederkartei ist jedoch nur zu ca. 80% vollständig überliefert« (ebd.). An dieser Stelle gilt es endlich einen persönlichen und öffentlichen Dank an Frau Kristin Hartisch vom Bundesarchiv auszusprechen, ohne deren prompte Aktenerhebungen und Informationen unsere Forschungen nicht zu denken sind.
- 22 Gerhard Baumgartner: Entnazifizierung im Burgenland, S. [17] (www.erinnern.at/e_bibliothek/seminarbibliotheken-zentrale-seminare/abbild-

- und-reflexion/382_Baumgartner_Entnazifizierung%20im%20Burgenland.pdf [Stand: Mai 2008]). – Es sei diesbezüglich darauf hingewiesen, daß Christine Busta wahrscheinlich nicht zufällig im Jahre 1950 in das Angestelltenverhältnis zur Stadt Wien trat (s.a. Kap. 3.3.).
- 23 Magdalena Busta (Taufdatum 14. Februar 1888 – später als Geburtsdatum geführt – Groß-Höflein, damals Ungarn, heute Burgenland, gest. 23. März 1974, Wien) beantragte die Aufnahme in die NSDAP am 18. März 1940 und wurde am 1. April 1940 Parteimitglied (NSDAP-Mitgliederkarteikarte [Anm. 21]). – Die Familie Busta, auch in Christine Bustas Lebensdokumenten noch gelegentlich »Bušta« geschrieben, stammte aus Südböhmen. Noch in der Generation Magdalena Bustas sprachen die Erwachsenen untereinander Tschechisch, sie nutzten diese Sprache z.B., wenn sie nicht wollten, daß die Kinder alles verstanden. Die Generation Christine Bustas beherrscht(e) die tschechische Sprache vor allem passiv, kaum aktiv (Gespräch mit Franziska Rohringer am 28. November 2006).
 - 24 Deutsches Bundesarchiv, Berlin, BArch., ehem. BDC, RKK, Dimt, Maximilian Franz.
 - 25 Vgl. Wiesmüller: Christine Busta (Anm. 11), S. 1.
 - 26 Zitiert aus verschiedenen Briefen von Christine Busta aus dem Jahr 1935: an Maximilian und Peter Dimt, 21. Dezember 1935; an Maximilian Dimt, 7. September 1935; an dens., 29. April 1935. Alle: Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 1.
 - 27 Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 29. April 1935, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 1. – Rosenbergs »Mythus« war eines der Grundbücher der Nazis (vgl. Alfred Rosenberg: Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. München: Hoheneichen-Verlag 1930).
 - 28 Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 18. August 1935, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 1.
 - 29 Briefe von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 21. und 15. März 1936, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 2. – Setzt man mit Viktor Suchy das »Ich« des Prosatextes »Die Farben der Kindheit« mit Busta gleich, geht diese Erfahrung (»Schlimmer als nicht geliebt werden ist nicht mehr lieben können«) auf die Lektüre von Dostojewskis »Die Brüder Karamasoff« zurück (vgl. Christine Busta: Das andere Schaf. Eingeleitet u. ausgewählt von Viktor Suchy. Graz, Wien: Stiasny 1959 [= Das Österreichische Wort. Stiasny Bücherei 43], S. 32–38, hier S. 37); s. auch Kap. 3.6.
 - 30 Brief von Christine Busta an Maximilian und Peter Dimt vom 7. Januar 1936, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 2. – Die Folgesseite des Briefes fehlt.
 - 31 Der Schlußabschnitt eines Vortrages über »Die Bildkraft der Sprache« von Artur Müller-Handrich, den dieser im Juni 1943 an Maximilian Dimt schickte, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 42, Mappe 8.
 - 32 Maximilian Dimt: Der ewige Krieg. Deutsche Gesänge. Hg. von Hanns Schopper. Brünn u.a.: Rohrer 1941. 79 S. Das Buch war in Oktavgröße, d.h. der Soldat sollte es in seinem Tornister mit sich tragen können.

- 33 Brief von Maximilian Dimt an Christine Busta vom 20. Juni 1944, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 41, Mappe 22.
- 34 Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 20. Juli 1944, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 42, Mappe 6.
- 35 Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 26. Juli 1944, Nachlaß Christine Busta, FIBA, ebd.
- 36 Die Tagebücher enthalten Aufzeichnungen von 1933 bis 1942 und 1946; leider fehlen oder sind bisher noch nicht gefunden das erste Heft bis **1933 sowie die Aufzeichnungen der Jahre 1943 bis 1945. Es liegen folgende Tagebücher vor, die auch als Gedichtbücher geführt wurden:** »Tage u. Gedanken. II.« (vom 1. Februar 1933 bis zum 31. August 1934); »Tage u. Gedanken III.« (vom 5. September 1934 bis zum 20. Dezember 1939), beide: **Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 25, Mappe 6. Außerdem:** [Beschriftung außen:] »Aufzeichnungen Christl Busta«. [im Heft:] »Gedichte u. Gedankensplitter. Begonnen im Hartung [Januar] 1940« (geführt bis zum 1. Februar 1942), Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 3, Mappe 5.
Außerdem: ein Spiral-Heftchen mit Einträgen vom 8. Februar 1946 bis 3. Mai 1946 sowie einige lose Seiten vom September 1946. beide wiederum: Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 25, Mappe 6. Alle nicht eigens nachgewiesenen, sondern mit Zeitangaben versehenen Zitate im Text stammen aus den jeweiligen Tagebüchern.
- 37 Vgl. Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 20. November 1935, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 42, Mappe 1.
- 38 Brief von Christine Busta an Maximilian Dimt vom 16. Juni 1944, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 42, Mappe 5.
- 39 »Frühling.«. Gedichttypskript mit handschriftlichen Anmerkungen von Josef Weinheber, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 3, Mappe 9 (vgl. S. 64). – Im Nachlaß finden sich mehrere von Weinheber verbesserte Gedichtfassungen Bustas.
- 40 »das Schwert lag zwischen ihnen« steht im Original in Kurzschrift.
- 41 Christine Busta: Jahr um Jahr. Eine Weihnachtsgabe des Verlags Herder an seine Mitarbeiter und Freunde. Wien 1950/51. Mit eigenhändiger Widmung der Verfasserin, Privatbesitz.
- 42 Helga Türtscher: Sehnsucht nach Barmherzigkeit. Lebensgeschichte und theologisches Denken von Christine Busta. Universität Innsbruck: theol. Dipl.-Arb. 2003, S. 130, Anm. 541. Das Foto befindet sich im Besitz von Anton Gruber.
- 43 Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 39, Mappe 1.
- 44 Christine Busta: Sieben Gedichte (An den Schlaf; Das Gedicht. Für Dr. Anna Noll; Ode an die Verlassenheit. Für Max Dimt; An die Trauer; Largo; Ode auf das L. Für William Liboth; Der Geächtete). In: Plan 2 (1947), H. 1, S. 28–32.
- 45 Otto Basil: Vom österreichischen NS-Parnaß. In: Plan 1 (1945), H. 1, S. 72–76, hier S. 72f.
- 46 Zu den Informationen aus der Personalakte Christine Bustas vgl. Heyde-

- mann: Hauptsächlich Gedichte (Anm. 1), S. 14f. – Felmayer war Mitglied der Redaktion des »Plan« gewesen. Neben seiner Tätigkeit als Bibliothekar war er als Lektor des Amtes für Kultur und Volksbildung der Stadt Wien sowie als Lektor für Lyrik im Radiosender Wien (vorher: RAVAG) tätig. Er war selbst Lyriker und gab mehrere Lyrikanthologien und -reihen heraus. Leider gibt es bis heute keine Studie zum kulturellen Wirken Felmayers, und sein umfangreicher Nachlaß in der Sammlung von Handschriften und alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek, den Verfasserinnen in Teilen durch Lavant-Forschungen bekannt, ist ein ungehobener Schatz.
- 47 Vgl. Heimo Gruber: *Bücher aus dem Schutt. Die Wiener Städtischen Büchereien 1945–1950*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1987, S. 17. – In konkreten Zahlen: »Schließlich blieben von den 87 haupt- und nebenamtlichen Beschäftigten des Jahres 1944 noch 41 im Personalstand von Anfang 1946 übrig« (ebd.).
- 48 Vgl. dazu die Hinweise zum »Minderbelastetenamnestiegesetz« in Kap. 3.1.
- 49 Zu diesem Themenbereich vgl. Alfred Pfoser: *Die Wiener Städtischen Büchereien. Zur Bibliothekskultur in Österreich*. Wien: WUV-Universitätsverlag 1994, S. 159–162.
- 50 Vgl. den Beitrag von Alfred Pfoser in diesem Band, S. 142–154, hier S. 144
- 51 Martha Lanz-Plioger: *Das dichterische Werk Christine Bustas*. Universität Padua: phil. Diss. 1976/77. – Im Anhang der Arbeit (ohne Seitenzählung) befindet sich eine Kopie des handschriftlichen Briefes von Christine Busta, nach der wir hier zitieren. Der anfragende Brief von Lanz-Plioger liegt im Nachlaß nicht vor.
- 52 Dokument: BA (ehem. BDC) NSLB. Auskunft: Bundesarchiv Berlin, 8. November 2007 (vgl. Anm 21).
- 53 Vgl. Cornelia Schmitz-Berning: *Vokabular des Nationalsozialismus*. Berlin, New York: de Gruyter 1998, S. 312. – Zur HJ s. auch die Biographie von Max Dimt auf S. 168 in diesem Aufsatz.
- 54 Alfred Döblin: *Unser Dasein*. Olten, Freiburg: Walter-Verlag 1988, S. 305 (erstmal erschienen 1933).
- 55 Brief von Christine Busta an Ignaz Zangerle vom 28. April 1973, Nachlaß Ignaz Zangerle, FIBA, Kasette 14. – D.P. = displaced person.
- 56 Theodor W. Adorno: *Schuld und Abwehr*. In: *Soziologische Schriften II. Zweite Hälfte*. Hg. von Susan Buck-Morss und Rolf Tiedemann unter Mitwirkung von Gretel Adorno und Klaus Schultz. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975 (= *Gesammelte Schriften*, Bd. 9,2), S. 121–324. – Erschienen 1955 unter dem Titel »Gruppenexperiment. Ein Studienbericht« (vgl. Editor. Nachbemerkung, ebd., S. 414). Den Hinweis auf Adornos Analyse verdanken wir der Lektüre des instruktiven Aufsatzes von Esther Marian: »Ich möchte nur, daß unterbliebe, was zur Minderung meines Ansehens beitragen könnte«. Ernst Jünger und seine Biographen Karl O. Paetel und Armin Mohler. In: *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Hg. von Bernhard Fetz und Hannes Schweiger. Wien: Zsolnay 2006 (= *Profile. Magazin des Österreichischen Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek*, Bd. 13), S. 207–225.

- 57 Ebd., S. 147.
- 58 Ebd., S. 152f.
- 59 Ebd., S. 136.
- 60 Ebd., S. 149f.
- 61 Vgl. Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München, Zürich: Piper 182004 (erst-mals erschienen 1967), S. 30 (Zitat) und S. 142–162 (Kap. zur Pubertät).
- 62 Sie befindet sich in Privatbesitz von Anton Gruber (vgl. auch den Beitrag von Anton Gruber in diesem Band S. 90–107).
- 63 Etwa in der Art von William Golding: Herr der Fliegen (dt. Erstausgabe 1956), Das Tagebuch der Anne Frank (dt. Erstausgabe 1950), Max Picard: Hitler in uns selbst (Erstausgabe 1946), George Orwell: Neunzehnhundertvierundachtzig (dt. Erstausgabe 1950) – oder Ausführungen von Adorno und den Mitscherlichs.
- 64 Brief von Christine Busta an das Bundesministerium für Unterricht vom 4. Januar 1962, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 51, Mappe 11.
- 65 Paula Ludwig: Gedichte. Eine Auswahl aus der Zeit von 1920 bis 1958. Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1958. – Der III. Teil und das einleitende Gedicht stammen aus der Zeit nach Ludwigs Rückkehr nach Deutschland 1953.
- 66 Das Bild auf dem Umschlag des Bandes dürfte Busta als Vorlage für ihr Ölgemälde von Ludwig verwendet haben (s. Abb. 28, S. #).
- 67 Brief von Paula Ludwig an Christine Busta vom 29. November 1962, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kasette 51, Mappe 9.
- 68 Ulrike Längle: Anwürfe und Hinwürfe. Zum literarischen Nachlaß von Paula Ludwig. In: »Aus tausend Spiegeln sehe ich mich an«. Paula Ludwig. 1900–1974 / Dichterin / Malerin. Katalog zur Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz, 24. Juli bis 26. September 2004. Hg. von Helmut Swozilek. Bregenz: Vorarlberger Landesmuseum 2004, S. 109–118, hier S. 115.
- 69 Ebd., S. 117.
- 70 Der Nachlaß von Paula Ludwig, der die Briefe von Christine Busta beinhaltet, befindet sich im **Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz**. Wir danken **Dr. Jürgen Thaler für seine Hilfe und Herrn Kristof Wachinger, Verlag Langewiesche-Brandt, für die freundliche Genehmigung zum Abdruck**.
- 71 Brief von Christine Busta an Paula Ludwig vom 11./12. September 1963, Nachlaß Paula Ludwig, Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz, Sign.: N10:B:2:14:5.
- 72 Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar (DLA) war so freundlich, für uns die Briefe Bustas an Domin auszufiltern und in Kopien zu übersenden. Wir danken Melanie Reinhold und Dr. Jan Bürger. Der Nachlaß Hilde Domin wird derzeit geordnet, deshalb können hier keine Signaturen angegeben werden.
- 73 Brief von Christine Busta an Hilde Domin vom 23. Januar 1960, Nachlaß Hilde Domin, DLA.

- 74 Brief von Christine Busta an Hilde Domin vom 22. März 1960, Nachlaß Hilde Domin, DLA.
- 75 Brief von Hilde Domin an Christine Busta vom 19. Juli 1962, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 14, Mappe 11.
- 76 In diesem Sinne Georg Langenhorst: »So bleibt ihm [Noah] allein die **Hoffnung auf jene neue Generation, welche die alte Erde nicht mehr kannte, sondern nun erstmals Boden betritt und gestaltet.** Diese Generation, frei von Schuld und Verdrängen von Erinnerung, kann der ›Stille des Herrn‹ lauschen und aus ihr heraus Leben neu gestalten« (G.L.: Christine Bustas leiderfährene Menschlichkeit. In: Stimmen der Zeit 132 (2007), H. 12, S. 843–854, hier S. 846).
- 77 Brief von Christine Busta an Hilde Domin vom 22. März 1960, Nachlaß Hilde Domin, DLA.
- 78 Brief von Christine Busta an Hilde Domin im Dezember 1962, Nachlaß Hilde Domin, DLA.
- 79 Brief von Hilde Domin an Christine Busta vom 3. Juni 1963, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 14, Mappe 11.
- 80 Brief von Christine Busta an Hilde Domin vom 27. August 1963, **Nachlaß Hilde Domin, DLA. – Das Bild der »Kelter« in der Kriegs- und Nachkriegszeit ist eine eigene Untersuchung wert, es hat sich über verschiedene Zeiten gehalten.**
- 81 Brief von Ilse Stern an Christine Busta vom 17. März 1969, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 22, Mappe 12.
- 82 Ilse Kary: Rainer Maria Rilkes Anschauung vom Wesen des schöpferischen Vorganges. Universität Wien: phil. Diss. 1938. – Die Arbeit ist »Herrn Prof. Dr. Josef Nadler in Dankbarkeit gewidmet« und wurde im Februar 1938 Josef Nadler und Dietrich Kralik als Referenten übergeben.
- 83 Brief von Ilse Stern an Christine Busta vom 17. März 1969, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 22, Mappe 12.
- 84 Vgl. Brief von Ilse Stern an Christine Busta vom 28. Juli 1969, Nachlaß Christine Busta, FIBA, ebd.
- 85 Brief von Ilse Stern an Christine Busta vom 9. Dezember 1985, Nachlaß Christine Busta, FIBA, ebd.
- 86 Brief von Ilse Stern an Christine Busta vom 23. Juni 1986, Nachlaß Christine Busta, FIBA, ebd.
- 87 Vgl. den Brief von Christine Busta an Hilde Domin vom 27. August 1963, Nachlaß Hilde Domin, DLA.
- 88 Brief von Ilse Stern an Christine Busta vom 28. Juli 1969, Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 22, Mappe 12.
- 89 Busta: Das andere Schaf (Anm. 29), S. 31.
- 90 Nachlaß Christine Busta, FIBA, Kassette 25, Mappe 1. – Jüngstes in diesem Text genanntes Datum ist 1948.
- 91 Johann Holzner: Dialoge und Kontroversen mit der Moderne: Gedichte von Erika Mitterer. In: Eine Dichterin – ein Jahrhundert. Erika Mitterers Lebenswerk. Tagungsband zum in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur im September 2001 abgehaltenen Symposium. Hg. von der Öster-

- reichischen Gesellschaft für Literatur und Martin G. Petrowsky. Wien: Edition Doppelpunkt 2002, S. 100–114, hier S. 107f. (Elektronisch verfügbar unter: <http://www.literaturepochen.at/exil/multimedia/pdf/holznermitterer.pdf> [Stand: Mai 2008]).
- 92 Ebd., S. 107.
- 93 Erika Mitterer: Das gesamte lyrische Werk. Bd. 2, 1931–1970. Hg. von Martin G. Petrowsky u. Petra Sela. Wien: Edition Doppelpunkt 2001, S. 63f., hier S. 63.
- 94 Busta: Das andere Schaf (Anm. 29), S. 61.
- 95 Doppelinterpretationen. Hg. und eingeleitet von Hilde Domin. Frankfurt am Main, Bonn: Athenäum 1966, S. 114f.
- 96 Türtscher: Sehnsucht nach Barmherzigkeit (Anm. 42), S. 116–132; sie verweist auf Wolfgang Wiesmüller: Das Gedicht als Predigt (Anm. 14), S. 204.
- 97 Christine Busta: Rede an den Christen. In: Der Regenbaum. Gedichte. Salzburg, Wien: Otto Müller 1977, S. 74f., hier S. 75.
- 98 Vgl. dazu auch den Beitrag von Wolfgang Wiesmüller in diesem Band.
- 99 Busta: Das andere Schaf (Anm. 29), S. 37f.

all das Kommenk ^{unserm}
liep Lied ^{erklärt} is. Kupha
wurft, ^{jedoch} die ^{ed} ^{unser}
mitten ^{wölfen}. ^{Jesus}
~~der~~ ^{die} ^{ist} ^{ist} ^{ist} ^{ist}
alle ^{Handen} is. ^{Kommen} ^{unser}
nimm ^{Kommen} das ^{Pflicht}
Paras ^{für}, die ^{einzig}
willen ^{mit} dem ^{geplanten}
Gestirnen ^{der} ^{einzelnen} ^{erlebt}
in ^{solchen} ^{erleben} ^{unser}.

9.10.11. Ding. 41.

Pan u. der sterbende Krieger.

Der Tag sank hin in Blut u.
wilden ^{Bränden}
An fernem ^(Auch?) ^{Hügeln} ^{bräudet}
noch die Schlacht.
Aus der ^{entweichten} ^{Hille}
seiner ^{Wälder}

S. 155-157:
Christine Busta: »Pan u.
der sterbende Krieger«,
Manuskript, 1941, Nach-
laß Christine Busta, FIBA,
Kassette 3, Mappe 5

Triff traurvoll der braune
 Umflorten ^{God is. schaut!} ^{Anges die ver.}
^{Heerte Schönheit.}

Und schreitend über die zertr
 Sieht er im ^{den Fluren} ^{felde eieren}
 Sein rotes Leben ^{wunden Krieger} ^{in das Nord}

Und zinnend wie ^{hinströmen} ^{wie ein}
^{Freier heugt}

Der Gott sich über ihm der sich
 Und ^{des Friedens} ^{schon durch}

Doch aus den ^{erfote} ^{Tot gestört}
^{Augen des Gefälten}

Imn Schwingen ^(-Ich hab dich nicht verloren!) ^{in die Einsamkeit}

Sie in der ^{so der Hirsche} ^{Waldern Kämpfend}

Am Not u. Liebe, damit Le-
^{ber sei,}

Ja löst Pan ^{versinkt} ^(Linsen) mit ^{milden}

Zwei Kerne aus dem ^{Händen} ^{abend}

^{lieben Blau}

Und senkt sie in des grauen
Bruders Blick
Und deckt damit kein Schrecken
Hier auch raube
Sinn sauft die dunklen
Lieder drüber zu.
- h? - zu?
Lang staunt er wie das Antlitz
von innen her ^{schien} ^{stille} ^{erstarrt} ^{das} selbst der
Den Glanz nicht löscht von
den geklärten Fügen

Nachtrag vom 7.5.40

Abendhimmel

Wem ruft die rote Sonne
von Gehirnen Kunde.
Und pflanzende Ängst der
Auch ertast Lief ist immer
[dunkel geborgen?]
Aber, o Himmel!
Lief im Abendblau das von
Klärten flühen

CHRISTINE BUSTA

D I E S T U N D E P A N S

Reglos träumt das weiße Gewölk
in den azurnen Duchten des Himmels,
hingeschüttet haben die Ströme
all ihr Silber ins Mittagslicht.

Mit dem glühenden Feldwind tanzt der
Mähe und birgt unter blonder Mähne
lachend seine strotzende Frucht.

An den Hüften der jungen Wälder
wiegt der Kornkranz, im Beerenatem
endlos wirbelt der Falterflug.

Eronzner Gott, von dem Rot der Mohne
loht das Land und die Lippen dürsten
nach der Kühle des Quellenmunds.

Schrie ein Tier? In den alten Steinen
dröhnt die Stille. Dem Wanderer stürzen
jäh die trunknen Bienen ans Herz.

Wien-Mauer, Juli 1947.

Christine Busta: »Die
Stunde Pans«, Typoskript,
1947, Nachlaß Christine
Busta, FIBA, Kassette 4,
Mappe 2

-55-

Hymnus an Pan

Pan, Pan! O du heimlich Wiedergekehrter,
der du, aus deinen Wäldern vertrieben
vom Lärm der Krieger und von Asketenchören,
lang in den alten Höhlen der Berge schiefst:
schön trittst du hervor, Verborgner!

Bist du verwandelt? Wo blieb dir an der Stirn das Horn?
Warfst du's nicht lachend hoch in die Lüfte, da du erwachtest?
Und schon schwindet's als Mond schwächig über dem Tal.
Auch dein zottiges Fell fiel ab wie von braunen Früchten
im herbst die stacheligen Schalen. Es sprangen die Hufe
dir von den tanzenden Füßen verloren ins Moos.

Pan, Pan! Ganz nun Gott mit dem bronzenen Leib,
dem Blick des erstaunten Rehs und den goldnen Funken
geheimer Sonnen am Grund, den grünen Schatten der Farne
und des fächelnden Laubs um Stirn und Schläfen und Wangen!

O ihr Röten des Munds! War ich vor Zeiten nicht Falter
über üppiger Glut schwellenden Beerengesträuchs?
Lockiges Blühn des Haars und leise Schwermut der Bläue
hinter verwirrtem Fall. O warmer Atem der Erde
her aus der dunklen Brust! Doch überm Bogen der Schultern
weht die himmlische Kühle des Winds.

Pan, Pan! Pochendes Herz der Wildnis,
Lied und Fähnris der Pfade einsam hin durch die Stille!
Hebt an heiliger Lende wieder die Schlange das Haupt?
O du lächelst! Und ferne stürzen die Katarakte
endlos aus schäumenden Fels zum Schoß der gewaltigen Ströme
nieder, und rauschender Regen stillt die Tiefen des Meers.

Pan! Wer rief? O mir träumte Tod. Nun sind wir beronnen
mit dem Bittern der Wiesen, schwer vom Duft des Kornes.
Und es löschte der Abend streng den Weg nach den Dörfern.
Leuchtend füllt schon die Lider Mohn des fremden Gestirns.

Aus: Der Regenbaum.
Gedichte. Salzburg,
Wien: Otto Müller 1977,
S. 100f.

Michael Hansel (Hg.)

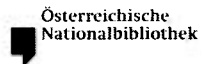
Christine Busta

Texte und Materialien

unter Mitarbeit von Tanja Gausterer

Sonderzahl

Österreichisches Literaturarchiv - Forschung 3
Herausgegeben vom Österreichischen Literaturarchiv
der Österreichischen Nationalbibliothek



Alle Rechte vorbehalten

© dieser Ausgabe 2008 Sonderzahl Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien

© für Einzeltexte und Fotos bei den jeweils angegebenen Rechteinhabern. In einigen Fällen konnten Rechteinhaber nicht ermittelt werden. Berechtigte Ansprüche mögen bitte dem Verlag mitgeteilt werden.

An dieser Stelle sei Franziska Rohringer und Josef W. Hnátek sowie dem Otto Müller Verlag für die freundliche Abdruckgenehmigung von Materialien aus dem Nachlaß und einiger Gedichte von Christine Busta herzlich gedankt.

Im Sinne der Lesefreundlichkeit wurde darauf verzichtet, Interpunktions- und Flüchtigkeitsfehler in den Texten Christine Bustas durch eine redaktionelle Ergänzung (»sic«) auszuweisen.

Schrift: Times New Roman

Satz: Wolfgang Straub

Druck: buch bücher ag, Birkach

ISBN 978 3 85449 291 7

Umschlag von Thomas Kussin

In memoriam Univ.-Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler

1927
1950
1955
1960
1965
1970
1975
1980
1985
1990
1995
2000
2005
2010
2015
2020

Inhalt

Vorwort	9
<i>Michael Hansel</i> Zum Geleit: Schrift und Inschrift Bemerkungen zur Rezeption Christine Bustas	10
<i>Christine Busta</i> »Laß meine Unruhe ausruhn«	26
<i>Daniela Strigl</i> Stein, Rinde, Blatt Zu Christine Bustas Theologie des Staunens	29
<i>Wolfgang Wiesmüller</i> »Nie habe ich einer heilen Welt das Wort geredet« Zum poetologischen Selbstverständnis von Christine Busta	44
<i>Christine Busta</i> »Du kannst mich, Liebling!« Materialien aus dem Nachlaß	64
<i>Georg Bydlinski</i> Sonnensprache und Sternenmühle Mein Zugang zur Lyrikerin und Kinderbuchautorin Christine Busta	70
<i>Anton Gruber</i> Ein Privatarchiv, einige Biographien und mehrere Begegnungen Randglossen zu Christine Busta	90
<i>Christine Busta</i> »Ich hab mit Gewinn und Verlust geliebt«	108

<i>Christine Busta</i> »Zu älteren Feuern« Gedichte und Fotos aus dem Nachlaß.....	117
<i>Stefan Alker</i> Geister wie sie Christine Busta und Gerhard Fritsch.....	125
<i>Alfred Pfoser</i> Christine Busta bei den Wiener Städtischen Büchereien	142
<i>Christine Busta</i> »Hymnus an Pan«	155
<i>Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek</i> Schuld und Schreiben, Trauer und Tröstung, Pan und »Plan« Der Nachlaß Christine Bustas und seine Perspektiven für die Forschung	160
Die Autorinnen und Autoren	197

Vorwort

Christine Busta (1915–1987), Bibliothekarin bei den Städtischen Büchereien Wien und Vorstandsmitglied des österreichischen P.E.N.-Clubs, war in den 1950er und 1960er Jahren eine anerkannte Lyrikerin in der deutschsprachigen Literaturlandschaft. Gerhard Fritsch urteilte über ihre Gedichte, daß diese bei aller Verbundenheit mit Tradition und Kontinuität, unverwechselbare Gebilde seien, in einer Weise eigenständig wie wenige lyrische Werke jener Zeit. Obwohl 1954 mit dem Georg Trakl-Preis und 1969 noch mit dem Großen Österreichischen Staatspreis ausgezeichnet, wurde die öffentliche Wahrnehmung der Autorin bis zu ihrem Tod im Jahre 1987 zusehends geringer.

Das Jahr 2007 bot sich an, die vor 20 Jahren verstorbene Dichterin und ihr Werk mit einem Symposium wieder zu entdecken und neu zu bewerten. Im Blick auf Bustas Leben und Schaffen sollte auch die Wirkung der Autorin in Erinnerung gerufen werden, die nicht nur das Spektrum der Lyrik bereicherte, sondern – so der Busta-Spezialist Wolfgang Wiesmüller – auf ihre Weise auch an lyrischen Entwicklungen teilhatte, die von den 1960er zu den 1980er Jahren das Gedicht von metaphorischer Überfrachtung befreit und einer lakonischen, der Alltagssprache angenäherten poetischen Diktion zugeführt haben.

Der vorliegende Band versammelt neben den Vorträgen des Christine-Busta-Symposiums 2007 in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur ausgewählte Texte von Christine Busta sowie Faksimiles und Fotos aus den Nachlaßbeständen der Autorin im Österreichischen Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien und im Forschungsinstitut Brenner-Archiv in Innsbruck.

Das Buch ist Univ.-Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler (1942–2008), der als Leiter des Österreichischen Literaturarchivs stets entscheidende Akzente in der Erforschung und Auswertung von Vor- und Nachlaßmaterialien gesetzt und auch diesen Band unterstützt hat, in Dankbarkeit gewidmet. Seinen Beitrag, der die Traditionslinien im Werk Christine Bustas zu erörtern suchte, konnte er nicht mehr fertigstellen.

Michael Hansel